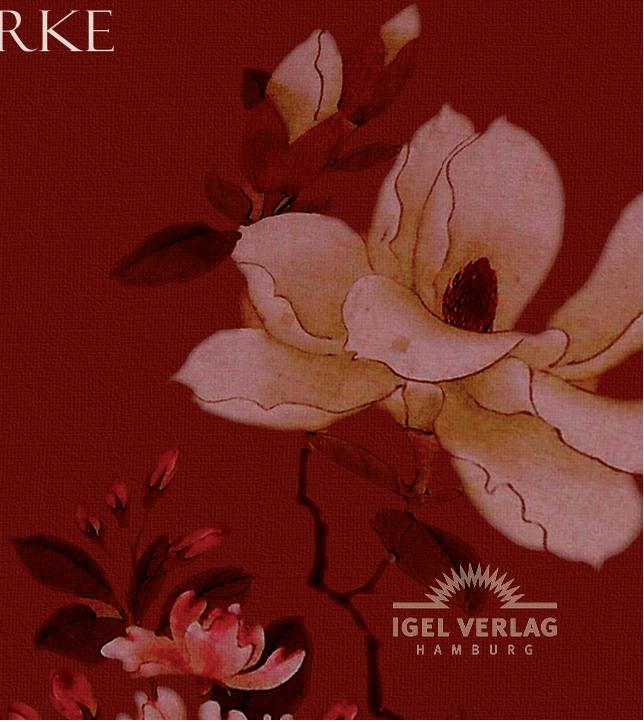




# Franz Hessel

## Prosasammlungen

SÄMTLICHE WERKE  
BAND 2



  
IGEL VERLAG  
HAMBURG

Bd. 2: Prosasammlungen. Hg. von Karin Grund-Ferroud  
ISBN 978-3-86815-670-6  
2. aktualisierte und erweiterte Auflage 2014

© IGEL Verlag *Literatur & Wissenschaft*, Hamburg, 2014  
Alle Rechte vorbehalten.  
[www.igelverlag.com](http://www.igelverlag.com)

Igel Verlag Literatur & Wissenschaft ist ein Imprint der Diplomica Verlag GmbH  
Hermannstal 119 k, 22119 Hamburg  
Printed in Germany

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diesen Titel in der Deutschen Nationalbibliografie.  
Bibliografische Daten sind unter <http://dnb.d-nb.de> verfügbar.

**LAURA WUNDERL**



# Laura Wunderl

## Erstes Kapitel

Als ich ein junger Student im ersten Semester war, sagten die anderen, die schon länger in München lebten, immer, ich müßte den Mädchen nachgehen: das gehörte sich nun einmal.

Sogar mein Kolleg-Nachbar, ein ernster Jüngling und Vorsitzender einer wissenschaftlichen Verbindung mit künstlerischen Interessen, riet mir zu. Er hatte sich früher auch nicht um das andere Geschlecht gekümmert. Aber da wäre er einmal ins Gärtnerplatz-Theater gegangen: Wie er seinen Mantel in der Garderobe abgab, stand ein Mädchen neben ihm und legte auch ab. Da fragte die Garderobiere: „Bitt' schön, die Sachen gehören zusammen, nicht wahr, da brauch ich bloß eine Nummer zu geben?“ Ach nein, das Fräulein gehörte nicht zu ihm. Und als er dann oben in seine Bankreihe wollte, fragte der Logenschließer verwundert: „Ist der Herr allein?“ – Und da saßen denn auch ringsum lauter Pärchen, man mußte sich schämen allein zu sein.

„Na, und dann?“ fragte ich.

Ja, jetzt hätte er etwas sehr Nettes gefunden; er nahm seinen Kneifer ab und putzte ihn lächelnd.

Auch mein Freund Eduard Wedel, der ein Dichter war und an einer rein philosophischen Doktor-Dissertation arbeitete, ließ mir keine Ruh'. „Du mußt das Münchner Mädels kennenlernen. Wenn du dich nicht beeilst, stirbt es inzwischen aus.“ Er konnte meine „unverantwortliche Lebensträgheit“ schließlich nicht mehr mit ansehen und bestand darauf, mich mit einer kleinen Nähterin zusammenzubringen, die er schon etwas lange kannte.

Also gingen wir eines Abends um zehn Uhr die Sonnenstraße hinauf und vor das Volkstheater, auf das Münchner Mädchen zu warten, das da drin den ‚Pfarrer von Kirchfeld‘ sah.

Wir kamen gerade zum Schluß der Vorstellung zurecht. Da strömten sie in Menge heraus, manche eilig und allein, im Kopftuch und grauen

Mantel, andere langsam im garnierten Hut und modernen Jackett am Arm des Freundes.

„Da ist das Kätchen“, sagte Wedel und begrüßte ein Persönchen, das schüchtern unter einer Pelzmütze hervorsah. Sie gab ihm den einen Arm und ließ mir den andern, und wir gingen ins Café.

Dort nahm mich Wedel nach einiger Zeit beiseite und sagte: wenn mir das Kätchen gefiele, so sollte ich sie jetzt beide noch zu mir zum Tee einladen; er wollte dann schon im rechten Moment verschwinden.

Also gingen wir noch zu mir hinauf, tranken Tee und rauchten Zigaretten. Wedel erzählte die ungeheuerlichsten Geschichten; und das Kätchen gab sich Mühe, nicht alles zu glauben. Aber als er fort wollte, bestand sie darauf, wir müßten ihn begleiten.

Und wie wir vor seiner Tür waren, wollte sie gleich mit hinauf. Er sagte: „Ich bin noch nicht müde, wir bringen den Fritz noch heim.“ Dann ging's wieder bis zu mir zurück. Wedel reichte mir rasch die Hand und wollte davon. Da streckte sie flugs ihre dazu. Und ich – ging allein meine vier Stiegen hinauf.

Aber mein Freund war nicht von seinen kupplerischen Vorsätzen abzubringen: Er lud mich zwei Tage später mit dem Kätchen zum Abendbrot ein, setzte uns nebeneinander auf den Diwan und sagte immer: „Ihr jungen Leute“ und „wie gut ihr zusammenpaßt“ und dergleichen.

Kätchen gewährte mir dann ein Stelldichein.

Das erste Mal versetzte sie mich allerdings, und ich stand am Karlstor eine Stunde ohne Schirm im Regen. Viele hübsche Mädchen gingen vorbei und sahen sich nach mir um.

Den andern Morgen bekam ich einen Brief: ich sollte entschuldigen. Sie wäre von einer Freundin „in Beschlag genommen worden“ und käme heut zum gleichen Stelldichein, „wenn dem Herrn paßt“.

Diesmal nahm ich einen Schirm mit, aber es regnete nicht.

Kätchen ließ nicht lange auf sich warten und wir gingen in die Blumensäle.

Wir waren sehr früh da. Während der ersten Musikstücke aßen wir Gulasch und tranken Bier. Als Kätchen mit essen fertig war, fuhr sie sich mit dem Rücken der rechten Hand gelinde über den Mund. Sie hatte zwar eine Serviette im Schoß, aber darauf lagen die Geldbörse, der Hausschlüssel und die Handschuhe. Und die linke Hand hatte sie doch

mir gegeben, ein wackeres braunes Händchen; ich streichelte es, wie sich's ziemt, und kam dabei ans Handgelenk: da fühlte ich einen Pulswärmer. Das arme Kind. Nähterinnen müssen immer stillsitzen und frieren, „aber die Liebe hält warm“, meinte Kätchen, als ich sie bedauerte.

Das war so um halb zehn Uhr herum. Die Vorstellung dauerte dann noch bis Elf, und den Kinematographen zuletzt wollte Kätchen nicht schenken. Auf dem Heimweg erzählte sie, daß der Herr vis-à-vis ein paarmal versucht hätte, unterm Tisch mit ihr zu fußeln. Das wäre empörend, wo sie doch jetzt mit mir ginge. Ich fand es auch empörend. Sonst sprachen wir unterwegs nicht viel.

In meinem Zimmer fand sich ein großes Postpaket auf dem Tisch. Es kam von zu Hause, ich machte auf, es waren Kuchen darin. Davon sollte nun das Kätchen essen, während ich neben ihr saß und an ihrer Taille knöpfte. Aber wir kamen beide nicht recht von der Stelle. Sie futterte wie ein Vögelchen, und ich wurde aus ihren Haken, Ösen und Bändern nicht klug. Dann fing sie noch ein bißchen an zu weinen: „Heut den, morgen den“, schluchzte sie, „ich bin ein schlechtes Mädchen – aber wenn man nicht das bißchen Liebe hätt“, meinte sie schließlich und zog die Pulswärmer ab.

Ich hatte inzwischen im Dunkeln gebückt mit meinen Hosenträgern und Schnürriemen zu tun. Als sie das von der Liebe sagte, richtete ich mich auf und zeigte auf das offene Bett, das gleichgültig in seiner Ecke stand.

Das Kätchen tauchte aus einer Hülse von buntem und weißem Unterzeug, die mitten im Zimmer stehen blieb, sah über die Schulter nach mir zurück und sagte: „Ich bin so frei“ ...

Ich träumte schrecklich viel in dieser Nacht und wachte alle Stunden auf, dann lag neben mir das fremde Mädchen in wirrem Haar und mit offenem Munde. Ich träumte von meinem Vater: er kam mir aufzuhelfen; denn ich lag in einer nassen kalten Erde und konnte nicht heraus. Und drüben spielten die kleinen Freundinnen meiner Schulzeit in weißen Kleidchen und schwarzen Strümpfen Ball und wußten nicht, daß ich unter ihnen in der schwarzen Erde vergraben lag. Eine Uhr schlug: die Kinder hielten im Spiel ein.

Vom siebenten Schlag der Uhr wachte ich auf. Es war der Regulator überm Sofa, zwischen den Öldrucken König Ludwigs und des Trompeters von Säckingen. Kätchen war schon aufgestanden und wusch sich, weil sie zur Arbeit mußte.

Als sie mir dann den Abschiedskuß gab, hätte ich ihr gern wenigstens einen Kaffee gekocht. Aber sie war gleich zur Tür hinaus. Wie ihre Pelzmütze verschwand, hatte ich sie, glaube ich, einen Augenblick wirklich lieb.

Aber mir ist nichts von ihr geblieben, als vier Haarnadeln auf dem Tisch, eine braune Flocke in meinem Kamm und das Schnupftuch im Sofawinkel.

Ich habe das Kätchen dann nicht wieder gesehen. Sie ließ mich durch Wedel ersuchen, ihr Schnupftuch zu „remittieren“. Ich „remittierte“ es.

Meine Freunde machten noch einige Versuche, mich mit Mädchen zusammenzubringen, aber vergebens. Ich war vormittags in der Universität und am Nachmittag lief ich brav mit einem Buch in der Hand im Englischen Garten und Isartal herum. So verging der Herbst. Dann kam die Konzert- und Theaterzeit. Ich saß oben im vierten Rang der Oper neben den Musikschülerinnen, die die Augen schlossen, um Tristan in sich aufzunehmen. Ich saß im Odeon neben den blondgezöpften Mädrinnen und hörte Symphonien. Aber ich machte keine Bekanntschaft.

Da begab es sich, daß ich eines Nachmittags bei trostlosem Winterregen allein in meinem Zimmer war, mochte nichts lesen noch studieren und langweilte mich. Da nahm ich meinen Schirm und lief in den Regen hinaus. Ich ging am Café vorbei: drinnen waren Bekannte. Aber ich hatte keine Lust, mich zu ihnen zu setzen.

Ich ging traurig weiter in die Stadt hinein. Den Schirm hielt ich dicht vors Gesicht, weil es schief regnete, und sah von meinen Mitmenschen nur die Beine. Am Stachuseck drehte mir der scharfe Wind den Schirm nach rechts. Und ehe ich ihn wieder zurückgedreht hatte, stand ein Mädchen vor mir, das ich ansehen mußte.

Sie hatte einen Strohhut auf, mit einer dicken Kirschengarnitur, ließ sich den Regen gefallen und lächelte alle Leute vergnügt an, wie ein Kind, das zum ersten Mal auf die Straße kommt.

Als sie mich und meinen schiefen Schirm ansah, mußten wir beide lachen und ich fragte: „Wohin geht's, Fräulein?“

Sie: „Immer gradaus, bis es ums Eck geht.“

„Und an der Ecke?“

„Bleibt man stehn, ob schöne Leut' kommen.“

Ob wir zusammen weiterspazieren wollten?

„Recht gern.“

Ob wir ins Café hinterm Tor wollten?

„Ei warum nicht!“

Am Fenster saßen ein paar sehr Aufgetakelte, die sahen sich nach mir und der Kleinen mit dem Kirschenhut um, als wir durchs Lokal gingen.

„Denen bin ich nicht recht“, meinte sie, „sie sind mächtig hergerichtet und nun verdrießt sie's, daß ich in meinem braunen Kittel ihnen den feinen Herrn vor der Nase weggefischt habe.“

Aha, dachte ich, du bist an eine berufliche geraten. Aber zu meiner Verwunderung gefiels mir recht gut neben ihr. Und als wir unsern Kaffee ausgetrunken hatten, fragte ich: „Wie heißt du denn?“

„Laura.“

„Ein hübscher Name.“

„Und du?“

„Fritz.“

„Wo wohnst du denn, Laura?“

„Im Sterneck.“

„Wollen wir einen Wagen nehmen?“

„Nein, Fritz, wir spazieren hübsch unter deinem Regenschirm.“

Aber den brauchte ich gar nicht aufzuspannen. Die Sonne schien, es tropfte von den Dächern und ein Flaschenscherben auf dem Fahrdamm spielte lustig in allen sieben Regenbogenfarben.

Wir kamen in die Sendlingerstraße, und blieben vor einem alten Giebelhaus stehen. Es ging eine steile Holzstiege mit geschnitztem Geländer hinauf in ein dunkles, breites Treppenhaus.

Im obersten Stockwerk zog die Laura an einer Schelle. Da kam mit einem Licht ein altes Weibchen in der Haube heraus:

„Nur leis' die Herrschaft, nur leis'. Bitte derweil einen Augenblick in die Küche zu treten. Im Zimmer wärs noch nicht gerichtet.“

„Was hast du denn im Zimmer, Mutter Milly?“

„Ich habe deine Wäsch' ausgeflickt, du lässigs Kind. Komm, hilf mir einräumen. Einen Augenblick, die Herrschaft.“

Ganz winzig war die Küche. Auf dem grünen Fensterbrett standen Blumentöpfe. Ein Kätzchen hockte am Herd. Ich setzte mich auf den Küchentisch, zwischen ein großes Bauernbrot und den Kirschenhut, den Laura abgelegt hatte, und wartete.

Nach einer Weile streckte die Kleine ihre Hand durch die Tür und zog mich in ihr Zimmer. Da rochs ganz ländlich nach Holz und Leinen, der Schrank stand noch offen: lauter weiße Hemden mit roter Stickerei lagen darin. Auf dem Tisch stand ein grüner Milchkrug und daneben ein großes Glas mit welken Herbstblumen.

„Gefällts dir bei der Laura Wunderl?“

„Wunderl?“

„Ja, Wunderl.“

Sie machte ihr Haar auf, in zwei lichten Zöpfen fiel es lang herunter. Ach, mir gefiels nur gar zu gut.

Dem Hemd der Laura war vorn auf der Brust ein T. und ein W. aufgestickt.

„Das ist von meiner Mutter Theres“, sagte sie.

Da küßte ich beide, das T. und das W., und bekam zum Lohn auch so ein Wunderl-Hemd angezogen.

Wir tranken zweimal aus dem grünen Krug; und so gut hat mir noch keine Milch geschmeckt.

Beim Abschied standen ihr Tränen in den Augen. Warum sie weinte, fragte ich.

„Ach, das ist schwer zu sagen“, antwortete die Laura und lachte wieder.

Den spätern Abend dann saß ich allein zu Haus und konnte vor lauter Staunen nichts essen und nichts lesen. Ich lag in meinem Bette wach und kam auf keinen rechten Gedanken.

Und die ganze nächste Zeit kam mir dieser Abend nicht aus dem Sinn. Ich hatte ihr doch einen Taler gegeben und morgen gab ihr ein anderer den Taler und gestern war's wieder ein anderer. Man konnte doch eigentlich so eine nicht lieben. Mitleid hatte ich aber auch gar keins mit ihr. Ich nahm mir vor, sie nicht wiederzusehen.

## Zweites Kapitel

Nun studierte ich wieder eine Weile. Aber dann kam der Karneval. Da es mir auf den großen Redouten nicht recht gefallen wollte, schickten mich die guten Freunde, die durchaus ein „Erlebnis“ von mir beanspruchten, eines Abends auf den Kindl-Keller-Ball.

Zuerst langweilte ich mich sehr. Die Zigeunerinnen und die Türkinen, das Gänseliesel und die Königin der Nacht tanzten jede am liebsten mit ihrem Schatz. Und als ich endlich eine zur Française erwischte, hatte sie einen Vetter im Visavis.

Die Française wurde sehr regelrecht getanzt. Die „Herren“ im schwarzen Sonntagsrock sahen sogar beim Dreher aus wie Leute, die ihre Pflicht erfüllen. Und rings an den Wänden saßen die Mütter und schürten ihre knallroten Backen mit den Fächern, die ihre Töchter ihnen während des Tanzes anvertraut hatten. Auch von den Müttern waren manche kostümiert.

Ich war schon im Begriff wegzugehen. Da sagte im Gedränge an der Tür ein Domino zu mir: „Langweilst du dich auch so schrecklich?“

Sie hatte braune Augen unter der Maske und rabenschwarzes Haar.

„Jetzt wirds schon besser“, sagte ich und tanzte gleich mit ihr zweimal im Saal herum.

„Du bist ein Student und aus Norddeutschland“, meinte sie dann.

„Und du bist eine Münchnerin.“

„O nein, ich bin aus Augsburg, und meine Familie stammt aus Italien.“

Nun sah ich, daß sie bräunliche Arme und Schultern hatte, und sagte einiges auf Italienisch. Sie verbesserte mich und folgte meiner Einladung in eine Loge, wo wir einen sehr schlechten Asti spumante tranken.

Als die Flasche leer war, sagte sie mir ihren Vornamen: Nina, und ich nahm ihr die Maske ab und küßte sie. Sie war aber mit meinem Kuß gar nicht zufrieden und schüttelte den Kopf.

„So einfach ist das nicht“, sagte sie, legte mir die Arme um den Hals und küßte mich sehr sorgsam und eindringlich.

„Wie kommst du eigentlich hierher, Nina?“

„Daran ist der gute Thomas schuld. Hätt' er mir beim Abschied nicht expreß gesagt, ich sollt' mit dem Karneval auf ihn warten, so wär ich heut am Ende hübsch zu Hause geblieben.“

„Wer ist denn der gute Thomas?“

„Der gute Thomas ist wirklich ein sehr guter Mann. Ich kenn ihn schon von zu Hause. Er ist Kaufmann und hat mich hier auf die Handelsschule gebracht. Wenn ich die doppelte Buchführung gelernt habe, dann können wir heiraten, meint er. – Ich hab ihn heut früh zur Bahn begleitet. Er macht eine Geschäftsreise. Unterwegs hat er mir gute Lehren gegeben. Vom Ernst des Lebens hat er gesprochen und von den mageren Jahren, wenn der Mann krank ist und die Kinder groß werden. Er liebt mich sehr, zuletzt hat er mir drei Küsse gegeben: zwei aus Freundschaft auf die Wangen und dann einen aus Liebe auf den Mund – lach nicht, er küßt vielleicht besser als du.“

„Und dann bist du doch noch am selben Abend tanzen gegangen!“

„Das verstehst du noch nicht, Fritzchen“, sagte sie und streichelte meine Hand. „So gehts, man weint und ist wirklich traurig und winkt noch mit dem Taschentuch, wenn der Zug schon weit weg ist. Und dann wischt man sich die Tränen ab und schneuzt sich die Nase.“

In der Garderobe nahm Nina einen schwarzen Spitzenschal um, der war noch von der Großmutter und aus Venedig.

Wir gingen langsam durch die Straßen bis zum alten Sendlinger Tor: „Ich wohne hier gleich um die Ecke“, sagte Nina. Sie stand im Schatten, mir aber fiel der Schein einer Laterne ins Gesicht. Sie lachte und sagte: „Du hast noch ein richtiges Kindermäulchen.“ Das reizte denn doch meinen Ehrgeiz, ich nahm das Mädchen fest in die Arme und küßte ihren Mund, so gut es irgend ging.

„Kann ich's noch immer nicht so wie der gute Thomas?“

„Immerhin, du bist recht gelehrig“, bekam ich zu hören, „und nun adieu und erwarte mich morgen um sechs vor der Handelsschule am Altheimereck.“

Sie lief rasch davon und verschwand in der nächsten Seitengasse. Ich ging die Sendlingerstraße hinauf an dem Sterneck vorbei, wo die Laura Wunderl wohnte –

Am nächsten Abend kam Nina wirklich um sechs Uhr aus der Handelsschule und wir fuhren zu mir. Wir stiegen langsam die Treppen hinauf. „Noch eine Stiege, Fritz?“ „Ja, es sind im ganzen vier, dafür hat man aber auch von meinem Fenster viel Aussicht.“

Ich schloß meine Tür auf, gab dem Hund meiner Wirtin, der mich immer noch ankläffte, einen Tritt und führte Nina in mein Zimmer.

Sie sah nachdenklich die drei Plüschessel mit den Häkelschonern auf der Lehne an, nahm die Nadeln aus ihrem Hut und hing ihn dem altdeutschen Hirschweibchen in der Ecke auf den Kopf. Dann legte sie sich mit einem Seufzer auf das Sofa, das erschrocken krachte, und sah abwechselnd den König Ludwig und den Trompeter von Säckingen an.

Es klopfte an die Tür und eine Hand mit Tellern und Messern erschien. Mehr wollte meine Wirtin aus Schamhaftigkeit nicht sehen lassen. Aber da ihr Jüngstes mitgelaufen war und an die offene Tür drängte, mußte sie, um es zurückzuhalten, unsern Blicken auch noch die andere Hand bis zum Ellenbogen preisgeben ...

Es war der Nina lange nicht warm genug im Zimmer. Sie schob alle Kohlen, die im Kasten waren, in den Ofen und setzte sich im Hemd ans Feuer, ihre Füße zu wärmen.

Aber so wurde es ihr doch zu heiß. Sie warf das Hemd ab, sprang auf das Sofa und hockte braun und schmal wie ein Bube an der Lehne.

Sie war zum Plaudern aufgelegt und erzählte von Katzen und Kindern und Mädchen und Männern. Ja, sie sollte mal verheiratet werden früher, sagte sie, aber es war nicht geglückt.

„Als ich siebzehn Jahre alt war, kam einer aus Mantua, wo meine Mutter her ist, der wollte mich zur Frau. Er hieß Herr Borrromeo. Er hatte einen langen blauen Rock mit zwei goldnen Knöpfen hinten auf den Schößen. ‚Die müssen wir ihm abschneiden‘, sagte mein kleiner Bruder, der ein schlimmer Bub war, aber der Vater hörte es und gab ihm eine Ohrfeige.“

Ich hätte auch am Ende den Herrn Borrromeo genommen und säße jetzt als Ehefrau in Mantua. Aber als er zum ersten Mal seinen Arm zärtlich um mich legte, biß ihn mein böser Bruder in die Hand; und Herr Borrromeo ging verstimmt weg. Der Vater hatte viel Mühe, ihn wieder zu versöhnen.

Inzwischen blies mein Bruder jede Nacht vor meiner Tür so lange auf seiner Okarina, bis ich ihm aufmachte. Er war vierzehn Jahr damals und alle Mädchen sahen ihm nach. Er durfte sich an mein Bett setzen und mein weißes Kätzchen mit dem schwarzen Fleck an der Kehle streicheln. Einmal kam ihm der Vater auf die Spur. Da gabs Schläge. Aber das half nichts und als nun Herr Borrromeo auf meines Vaters Zureden wieder einmal zu Besuch kam, stellte sich mein Bruder breitbeinig vor mich hin und sagte: ‚Laß uns in Ruh, Herr Blaurock, wir heiraten dich doch nicht.‘ Das war zuviel, Herr Borrromeo drehte sich schweigend um und langte seinen Hut vom Nagel. Da war der Spitzbub geschwind hinter ihm und schnitt ihm wirklich den einen goldenen Knopf vom Rockschoß.

Den brachte er zu einem Händler, bekam einen Taler dafür, und für den Taler kaufte er mir eine große Vase mit Blumen, der gute Junge.

Der Händler – er war Witwer und hieß Jacob – sagte zu ihm: ‚Bring doch einmal dein Schwesterchen mit zu mir, sie soll sich meine schönen Ringe und Tücher und Siebensachen besehen.‘ Erst mocht ich nicht recht. Denn der Jacob hatte ein Faunsgesicht und einen spitzen roten Bart, aber schließlich kam ich einen Abend mit in den Laden. Der Jacob zeigte mir Rubine und Achate und wie all die Steine heißen, und sooft er einen beim Namen nannte, sah er mir in die Augen, daß mir ganz bang wurde. Zuletzt versprach er mir leise einen gotischen Goldreif, wenn ich übermorgen allein wiederkäme.

Ich habe nicht gewollt. – In der andern Nacht schlich mein Brüderlein wieder zu mir und war so gut anzusehen, daß ich ihn am liebsten in mein Bett genommen hätte. Aber er mußte auf dem Stuhl bleiben und die Katze streicheln. Ich schlief ein und träumte, ich wäre zwischen tausend Edelsteine eingesperrt. Die glitzerten aus allen Ecken und sahen nach mir wie böse alte Augen.

Und dann bin ich, ob ich auch gar nicht wollte, am Abend zum Jacob gelaufen. Wie wir hinterm Laden in der dunklen Stube waren, hatt’ er erst nur allerlei Kurzweil mit mir, lag zu meinen Füßen und legte den Kopf in meinen Schoß, recht demütig, daß ich ganz vergnügt wurde. Dann aber trieb er ein Spiel, das war mir noch sehr seltsam damals. Und ob ich meine Ohren schon immer offen hatte, wenn die Mädchen von den Männern erzählten, so wußt ich nun doch nicht, wie mir geschah. Ich lachte nicht mehr und mußte immer in die Luft fassen, als

wär da oben meines Bruders schwarzes Haar zu streicheln. Und mit einmahl ward mir ganz schwach und schlecht, und der Jacob lachte.

Und wie dann in der Nacht mein Bruder bei mir saß, ach, der wußte nicht, warum ich so viel weinte!

Aber ich lief doch wieder zum Jacob und verlernte das Weinen und lernte allerlei. – Und der Jacob hatte einen Geschäftsfreund. Das ist der gute Thomas, der hat mich dann später nach München gebracht.“

Ninas Augen waren weit offen, während sie erzählte, und wurden immer größer und runder dann in der Nacht. Meine Kerze brannte herunter bis an die Manschette. Und als ich gegen Morgen ein wenig eingeschlafen war, kratzte mich Nina mit dem gotischen Ring auf der Brust und tat mir weh mit ihren langen Nägeln.

Für die Nägel mußte ich ihr meine schöne Nagelfeile aus Elfenbein schenken. Nina setzte sich auf die Bettkante, machte einen runden Katzenbuckel und feilte eine Stunde lang an ihren Fingern herum.

### Drittes Kapitel

In der nächsten Woche wollte der gute Thomas nach München kommen. Nina freute sich gar nicht auf ihn und bestand darauf, daß wir beide bis zu seiner Ankunft täglich zusammen waren. Ich tat alles, was sie wollte, ging mit ihr spazieren und ins Theater; und wenn sie nicht da war, lag ich auf dem Sofa und rauchte Zigaretten. Dabei erwartete ich sie immer ohne Ungeduld, und ich ging zu ihr, wie in die Schule: zum Lernen.

Aber ihr Zimmer hatte ich sehr gern. Es war fast ganz ausgefüllt von dem Bett. Man sollte gar nicht glauben, daß es in München ein so großes Bett gab. Man konnte darin wohnen wie in einem Haus.

Und dann war es recht erfreulich, sie abends abzuholen, sie war immer noch mitten in der Toilette, wenn ich kam, und saß vor einem Handspiegelchen, das einen großen Sprung hatte. Während ihre Rechte die Brennschere über der Spiritusflamme drehte, hielt sie in der Linken ein Brot mit „Leoniwurst“.

Einmal, als wir zur Redoute wollten, fielen Tränen auf das Brot. Ich fürchtete schon, sie würde mir wegen meiner Lieblosigkeit Vorwürfe machen, aber sie sagte nur: „Ach Fritz, das ist ein Elend, ich seh heut so alt aus und mein Puder ist gar, und Parfüm hab ich auch keins mehr.“ Da lief ich rasch zur nächsten Drogerie und holte Puder und Eau de Cologne. Wie ich wiederkam, kniete sie am Ofen und heizte; sie konnte das wundervoll. Wenn sie tief in die Flammen faßte und der rote Widerschein auf ihrer Wange zuckte, hatte ich oft wirklich Lust, sie zu küssen. Aber dann mußte immer erst der Ofen geheizt werden.

Mein Freund Wedel, der Dichter, traf sie einmal nachmittags bei mir. Er war ganz entzückt und machte ihr umständlich den Hof. Er entdeckte, daß sie „Rasse“ hatte und „Temperament“ und was der Tugenden mehr sind. Er konnte viel mehr mit ihr reden als ich.

Wir waren einen ganzen Abend zu dritt zusammen im Varieté und in der Teestube und spät nachts im Café Wittelsbach. Der Saal war schon leer, obwohl es eine Karnevalsnacht war. Nur ein paar zerknitterte Dominos und verstaubte Fräcke hockten noch in den Winkeln. Die Zigeunerkapelle spielte Csárdás.

Wedel und Nina sprachen von Italien; und er wußte schöne Dinge zu erzählen von verderbten Städten und ungewöhnlichen Lasterhaftigkeiten.

Den Tag darauf – es war der letzte vor dem Eintreffen des guten Thomas – fand ich Nina krank, sie zeigte mit ihrer magern Hand, die ein wenig zitterte, in den Winkel: „Da sind schon Lackstiefeletten vom Thomas, er will mich bald heiraten. Einen Kanarienvogel hat er mir auch versprochen. Ich wollte lieber eine Katze, aber Katzen mag er leider nicht.“

Ich sprach von Wedel und fragte, ob er ihr gefiele. Ja, sie mochte ihn schon ganz gern: „Aber eins verdrießt mich bei ihm.“

Was das wäre.

„Daß du gar kein bißchen eifersüchtig bist, wenn er mich anschaut.“

Sie setzte sich im Bett auf, holte die Nagelfeile unter der Decke hervor und feilte langsam an ihren bläulichen Nägeln. Ich saß auf dem Bettrand neben ihr, und wir schwiegen beide eine Weile still.

Mit einemmal sagte sie leise: „Es ist lieb von dir, Fritzchen, daß du immer zu mir gekommen bist und auch heut noch, wo du mich doch eigentlich gar nicht lieb hast.“

Ich stand auf und sah ihr verwundert in die Augen, dann streichelte ich verlegen ihr Kraushaar rund um den Kopf. Und Nina sagte: „Du hast nun am Ende alles gelernt, was es von mir zu lernen gab, und kannst gehen.“

Ich nahm meinen Hut, küßte ihre Hand und ging. Den nächsten Tag schickte ich ihr Blumen, weiße Narzissen, wie zu einem Begräbnis.

Nun dachte ich schon, das zwischen mir und der Nina wäre damit zu Ende; und so wäre es wohl auch am besten gewesen. Ich ging wieder allein spazieren und kümmerte mich nicht um die Mädchen.

Aber da kam eines Morgens ein Telegramm: „Erwarte mich um fünf in der Teestube, Nina.“

Nachmittags traf ich Wedel im Café, er wußte noch nicht, daß Nina mir den Abschied gegeben hatte. Ich hatte ihm nur gesagt, daß jetzt der gute Thomas hier war.

„Nichts Neues von Nina?“ fragte er.

„Sie hat mich in die Teestube bestellt“, sagte ich.

Und als er schwieg, tat er mir leid und ich konnte nicht anders, ich mußte ihn bitten, mitzukommen.

„Du kannst die Nina viel besser unterhalten als ich“, sagte ich. „Du tust mir einen Gefallen, wenn du mitkommst.“

Er sah mich etwas mißtrauisch an und meinte: „Du bist ein seltsames Geschöpf.“

Dann gingen wir in die Teestube, ließen in der Ecke Licht machen und warteten. Als Nina eintrat, merkte Wedel ihr an, daß seine Gegenwart sie befremdete, und sagte: „Fürchten Sie nichts, schöne Nina. Ich werde nicht lange stören. Ich will mir bloß einen Augenblick meine kalten Finger an euerm Feuerchen wärmen. Dann laß ich euch Glückliche allein.“

Aber es blieb nicht bei dem Augenblick. Der Dichter hatte wieder so vielerlei zu erzählen, und Nina legte die Ellenbogen auf den Tisch und das Kinn in die Hand und hörte mit runden Augen zu. Von Zeit zu Zeit sah sie nach mir zurück und streichelte an meinem Rock entlang. Dann sangen die beiden italienische Lieder, und wenn eins in der Strophe steckenblieb, half das andere weiter. Wedel hatte viel Liederhefte zu Haus, aus Italien mitgebracht. Die wollte sie gern gezeigt und vorgelesen bekommen. Er sagte: „Stehe jederzeit zur Verfügung. In mei-

nem schon so ziemlich stark möblierten Zimmer steht noch zum Überfluß ein sehr geliehenes Piano, auf dem man zur Not musizieren kann.“

„Ach, gehen wir gleich hin“, rief ich, „und trinken dort weiter Tee. Ich möchte heut den ganzen Tag nichts tun als Tee trinken. Du mußt wissen, Nina, daß Wedel sehr schöne chinesische Tassen hat und eine Teekanne aus rotem Ton mit einem gelben Drachen drauf.“

Wir zogen durch Regen und Laternendämmerung zu Wedel. Als wir unterwegs vor einem Schaufenster stehenblieben, faßte Nina meinen Arm fester und sagte: „Fritzchen, ich bin so froh, daß der gute Thomas wieder fort ist und daß ich bei dir bin.“

In seinem Zimmer steckte Wedel den Spirituskocher an und setzte sich dann ans Klavier. Erst spielte und sang er allerlei Neapolitanisches. Dann geriet er in einen Walzer; und Nina faßte meine Hände, zog mich vom Stuhl auf und tanzte mit mir im Zimmer herum. Die Hände legte sie mir beide auf die Schultern.

Das Teewasser kochte. Wedel sprang auf, schenkte Tee ein und holte Portwein und Curaçao aus dem Schrank.

Wir hatten aufgehört zu tanzen, aber Nina lag noch immer in meinem Arm und ihre Hände blieben auf meinen Schultern.

„Nun wollen wir uns verkleiden“, schlug der Dichter vor, und führte uns in sein Schlafzimmer. Nina stöberte im Schrank.

„Darf ich mir diese Tücher umbinden, ach und diese hier ...“

„Alles, was Sie wollen“, sagte Wedel, kniete neben ihr nieder und streichelte den Schleier, den ihre Finger hielten.

„Ja, aber Sie müssen hinaus, solange ich mich umziehe.“

Als wir beiden Männer wieder am Teetisch waren, flüsterte er: „Heut ist deine Nina aber schöner als je zuvor, du beneidenswerter kleiner Fritz.“ Er trank hastig Tee und Wein und Likör durcheinander.

Nina machte die Tür auf und stand vor uns in einem gelben Schal mit schwarzen Arabesken. Wenn sie sich bewegte, schmiegt sich die seltsamen Zahlfiguren zärtlich an ihr auf und nieder. Ihre Arme waren nackt.

„Jetzt ist die Reihe an mir“, rief Wedel und glitt an uns vorbei ins Schlafzimmer.

Nina aber wollte wieder mit mir tanzen, weitertanzen ohne Musik. Langsam walzten wir im Raum herum. Ich berührte sie kaum, und ihre

Hände lagen auf meinen Schultern, leicht, wie Blätter, die von Bäumen auf uns fallen. Sie machte mich sehr glücklich. Zuletzt wurde sie ein wenig schwerer in meinem Arm, und ich trug sie zum Diwan.

Wie ich sie hinlegte, kam Wedel herein, in einem indischen Schlafrock von großer Pracht. Sein braunes Haar klebte ihm in wirren Strähnen an der Stirn. Ich trat beiseite, als er sich der Nina näherte; sie lächelte müde.

Plötzlich hatte er sie emporgehoben, sie hing über seine Schulter, ihr Haar lockerte sich und eine schwarze Flechte fiel an seinem Arm herab. Seine Augen brannten wie Wolfsaugen im dunklen Walde und er trug seine Beute ins Nebenzimmer. –

Ich blätterte in dem zärtlich weichen Papier eines japanischen Bilderbuches und blickte erst auf, als die beiden wieder hereintraten. Ich merkte ihnen einige Verlegenheit an und redete brav von japanischer Kunst.

Nina schlich ins Schlafzimmer zurück, kam in ihrem grauen Alltagskleid wieder und kroch auf den Diwan. Nach einer Weile sagte sie: „Ich bin müd, Fritz, bring mich heim.“

Wir standen auf. Wedel war noch immer in seinem bunten Rock und sah aus wie ein Theaterkönig hinter den Kulissen.

Auf der Straße ging Nina erst eine Zeitlang schweigend neben mir her, dann fing sie an: „Du bist schlecht mit mir, Fritz, ich schrieb an dich allein: Komm, und freue mich auf dich. Und dann hast du den andern dabei und bringst mich nicht zu dir, sondern zu ihm. Und ich tanz mit dir und hab dich lieb, und dann kommt er und du läßt mich einfach wegnehmen.“

„Ja, was sollt ich denn tun?“

„Das durftest du nicht zulassen.“

„Ja, aber ich kann dir doch nicht befehlen: Laß ihn los. Wenn du nicht mochtest, warum ...?“

„Aber mein Gott, wie war dir denn zumute, als er mich mit einem Mal forttrug?“

„Es sah gut aus, Nina. Ihr wart recht schön anzusehen.“

„Ach, Fritz, du kannst eben nicht lieben. Du hast nie ein Mädchen liebgehabt und wirst nie ein Mädchen liebhaben.“

Darauf gab es nichts zu sagen. Wir kamen schweigend vor ihre Tür. Sie lud mich nicht ein, mit heraufzukommen, und sagte leise: „Adieu.“

Ich bog in die Sendlingerstraße ein. Es war Nacht. Die Laternenlichter schwammen trüb in der Luft und auf dem Pflaster.

Da sah ich was Rotes spiegeln und schimmern. Das waren Kirschen an einem Hut. Und wie es näher kam, war es das kleine Mädchen vom Dezember, welches Laura und Wunderl hieß.

„Guten Abend, Laura Wunderl.“

„Guten Abend, Herr Fritz.“

„Wo kommst du denn her?“

„Ei, ich bin Gassi-Gassi gewesen.“

„Sind schöne Leute gekommen?“

„Nein, gar niemand, du bist der erste; und wärs nicht schon so spät, so tät ich dich bitten: Komm mit zu mir, aber ich bin arg müde und gar nicht lustig.“

„Warum denn gar nicht lustig?“

„Ich weiß nicht. Ich mein, da ist der Bub, der Wastl, dran schuld. Wenn er nicht kommt, dann muß ich weinen, und wenn er kommt, noch viel mehr.“

„Wer ist denn das, der Wastl?“

„Ach, das erzähl ich dir ein andermal. Jetzt will ich schlafen. Gute Nacht, Herr Fritz.“

Das war zu bitter, daß sie nun gleich fort sein würde, und ich sagte: „Kannst du mich nicht einmal besuchen, kannst du nicht morgen zu mir kommen?“

„Ich zu dir, Herr Fritz? Deine Wirtin wird mich nicht hereinlassen.“

„Doch, doch, Laura. Komm, ich bitt dich, komm, Laura.“

Und da hat sie mirs versprochen.

Die Nacht hab ich kein Auge zugetan und am Tage die Stunden gezählt. Nachmittags ging ich ein wenig zu Wedel, um die Zeit zu verbringen.

Ob ich ihm böß wäre wegen gestern, fragte er.

„Ich liebe doch die Nina gar nicht.“

„Und ich nur zu sehr, aber das gestern war nicht schön von mir, und ich schäme mich nun vor dir, Fritz. Was hat denn die Nina dazu gesagt?“

„Nina hat mich gescholten und gesagt, ich könnte nicht lieben.“

„So, und was sagst du selbst?“

„Ja, mir geht es seltsam, ich habe einen schlimmen Geschmack in der Liebe.“

„Nämlich?“

„Ja, denk dir, im Dezember ist mir einmal eine begegnet, die es für Geld tut. Und ich hatte sie gleich sehr lieb, mochte es aber selbst nicht wahrhaben. Die hab ich gestern wiedergesehen und heut abend will sie mich besuchen. Es ist mir gar nicht recht, daß ich sie so lieb habe. Es wäre gut, wenn du sie mal sähst. Vielleicht, daß du mich dann von meinem dummen Wahn abbringen kannst.“

„Du bist kurios, mein Freund, unsereins ist ganz froh, wenn er einmal in einen rechten Wahn gerät.“

Aber er war neugierig und versprach zu kommen.

Zu Haus machte ich Licht und nahm das Corpus Juris vom Bücherbord, schlug es auf, legte die Arme auf die breiten Blätter und sah in die Lampe.

So saß ich wohl eine Stunde, dann schlug der Regulator sechs Uhr und Laura Wunderl trat ein.

Ich nahm ihr den tropfenden Schirm ab, um ihn in die Ecke zu stellen.

„Gib acht, er ist nicht mehr solid.“

Es war ein Bindfaden um den zerbrochenen Stiel gewickelt; man mußte vorsichtig mit ihm umgehn.

Dann wollte ich das Corpus Juris wegräumen. Aber sie bat mich, es aufzulassen, kniete auf einen Stuhl und las mit verwunderten Augen und begleitendem Zeigefinger darin.

„Es sind schöne, dicke Buchstaben“, meinte sie, „aber es kommen keine Bilder.“

Da holte ich einen illustrierten Roman vom Bord, zeigte ihr die Bilder und erzählte die Geschichte dazu.

Aber davon wurde sie müde. Sie legte sich auf das Sofa, machte ihr Haar auf und flocht es in zwei lange Zöpfe, in denen sie wie ein kleines Schulkind aussah. Ich sollte nur weitererzählen und nicht böse sein, wenn sie davon einschlief.

„Geschichten sind so schön zum Einschlafen.“

Und als die Geschichte fertig war, setzte ich mich zu ihr, streichelte ihre blonden Zöpfe und küßte ihre heiße Stirn.

Es klopfte. Laura hob den Kopf; und Wedel trat ein. Er hatte Abendbrot mitgebracht.

Das gab einen lustigen Schmaus, das Mädchen wurde von uns beiden abwechselnd gefüttert. Und wie wir fertig waren, machten wir aus dem Einpackpapier kleine Bällchen und warfen uns damit.

Wedel wollte immer, daß Laura von ihrem Leben erzählte. Aber sie war müde und mochte nicht.

„Schon so viel herumgelaufen?“ fragte er.

„Nein, heut hab ich noch gar nichts verdient.“

Da schenkten wir ihr jeder einen Taler. Sie legte die beiden Silberlinge nebeneinander auf den Tisch und sagte: „Wie lustig sie miteinander sind. Nun wollen wir sie rollen.“

Da rollten wir sie erst auf dem Tisch, und als sie immer wieder herunterfielen, knieten wir alle drei am Boden und rollten sie einander zu. Dann bekam die arme Kleine Kopfweh. Sie hätte jetzt immer soviel Kopfweh, klagte sie, man müßte mit ihr sein wie mit einem kranken Kind. Da betteten wir das Kind auf unsern Knien. Ihr Kopf lag auf dem Kissen an der Sofalehne. Wir summten ihr Wiegenlieder und sie schlief ein.

Es klopfte wieder und herein kam der Maler, den wir Rübezahl nannten. Ich kannte ihn erst kurze Zeit. Heut besuchte er mich zum ersten Mal, er hatte einen grünen Radlerrock an und behielt immer die Mütze auf dem Kopf und einen abgebrannten Zigarrenstummel im Mund. Wir erzählten ihm im Flüsterton von dem Wesen auf unsern Knien. Und er sagte, wir solltens nur ja nicht wecken, er wollte das zeichnen. Er holte ein Skizzenbuch aus der Rocktasche, rückte die Lampe näher an seinen Platz und zeichnete. Und davon und von Lauras vielem Schlaf wurden wir beide auch müde, lehnten uns zurück und schlummerten ein wenig.

Laura aber schien ganz fest eingeschlafen zu sein. Als wir sie aufhoben, um selbst aufzustehen, und sie wieder zurückbetteten, regte sie sich kaum. Sie rückte nur den rechten Arm unterm Kissen näher an den Kopf und legte die linke Hand in den Schoß.

Auch das wollte der Rübezahl noch rasch zeichnen. Und ich mußte ihm die Laura als Modell versprechen. Dann gingen die Freunde fort.

Kaum waren sie zur Tür hinaus, so richtete sich die Laura ein wenig auf und sagte: „Ich will nun auch gehen.“

„Ich dachte, du schläfst ganz tief?“

„Nein, ich habe nicht geschlafen. Ich muß bloß meine Augen zuma-  
chen vor euch. Ihr schaut mich zuviel an.“

„Bleib nun doch bei mir, ich will dich auch gar nicht ansehen.“

„Du bist gerade der Schlimmste, Fritz, laß mich heut. Ich bin so fieb-  
rig und matt. Will schlafen gehn.“

„Schlaf doch bei mir“, sagte ich, „ich lasse dir mein Bett.“

„Du bist recht lieb zu mir, Fritz. Aber das tüt dir nicht gut und du  
dauerst mich dann so sehr. Laß mich gehn.“

Und dann gab ich ihr noch ein paar Bücher zum Lesen mit und küß-  
te sie traurig, und sie versprach mir bald zu schreiben und ging.

## Viertes Kapitel

Die folgenden Tage wartete ich immer auf ein Wort von der Laura. So-  
wie etwas Weißes in meinem Briefkasten stak, dachte ich: endlich. Aber  
dann war es nicht von ihr.

Einmal war ich schon fest entschlossen, einfach zu ihr hinzugehen.  
Doch da regte sich mein Stolz: sie sollte selbst an mich denken, zu mir  
wollen.

Manchmal stand ich auch in der Abenddämmerung am Fenster und  
dachte: wenn du recht lange und geduldig hinausschaust, kommt sie  
am Ende. Aber sie kam nicht.

Die Freunde Wedel und Rubezahl fragten mich immerzu nach ihr  
und ich konnte ihnen keinen Bescheid geben, bis ich endlich nach vier-  
zehn langen Tagen (am Karnevalssonntag wars) diesen Brief erhielt.

Geehrter Fritz!

Im Gefängnis da gibts keine rechte Seife, kein Zahnbürstl und  
nichts, was man braucht. Aber die andern Mädchen kriegen von aus-  
wärts Geld, gebens dem Beschließer und der holt ihnen alles. Wenn Du  
mir was schicken könntest, lieber Fritz, ich wäre Dirs immer dankbar.

Lieber Fritz, ich bin so müd immer, entschuldig die schlechte Schrift mit dem Bleistift. Ich lieg hier neben einer Großen, die mich liebhat, und sie hat ein Buch im Schoß. Darauf schreib ich, bis der Beschließer kommt und uns voneinandragt. Denn wir sollen nicht zusammensein und sind doch alle in ein großes Zimmer gesperrt. Da waren zwei schöne große Mädchen. Die haben auf einer Streu geschlafen. Und weil sie sich lieben, so flechten sie ihr Haar zusammen. Den hat ers Haar verschnitten, mitten in der Nacht. Wo wir doch sonst keine Liebe haben und können doch Liebhaben nicht so einfach lassen, nicht wahr? Es gewöhnt sich doch. Aber dann gibts Schläg.

Wie ich hierher gekommen bin, das soll Dir Mutter Milly sagen. Ich bin nun zu müd. Ist auch zu fad. Ach, Fritzl, all meine Lustigkeit ist hin. Finster ists hier und riecht sauer nach dem Rock von dem, der wo hier stöbert.

Diesen Brief nimmt eine mit, die heut freikommt, sonst werden alle Briefe nachgesehen, weißt Du. Wenn ich Dich nochmal sehen sollte, will ich Dich sehr viel küssen für alle Lieb, die Du an mir getan hast. Es grüßt Dich

Deine auf wiedersehende

Laura.

Ich brachte rasch Geld auf die Post und lief an tutenden Kindern und bunten Masken vorbei durch den Konfettiregen zu Lauras Wirtin. Da erfuhr ich denn, daß die Laura von der Polizei überrascht worden sei. Sie hatte keinen Schein. Aber sie würde wohl bald wieder freikommen, dann wollte die Alte sie gleich zu mir schicken.

Nun hieß es rasch die Tage vertreiben. Dazu war der Karneval gut. Ich lief gleich zu Rübezahl, der vielerlei Kostümfetzen hatte, er steckte mich in einen blauen Dachauer Rock und drückte mir einen großen schwarzen Hut auf den Kopf bis über die Ohren. Unter dem Hut blieb ich zwei Tage und zwei Nächte. Und davon wurde mir dumpf im Kopf. Das tat mir gut.

Rübezahl hatte einen langen Biedermeierfrack an mit engen Hosen und hohen Vatermördern. Dazu kam dann noch Wedel als weiß gekleideter und gepudertes Pierrot und andere Freunde. Und so liefen wir in der Stadt herum, drehten Laternen aus, küßten geschminkte Lippen,

rieben uns die angeflogenen Konfetti aus den Augen und bewarfen die anderen mit unserm Vorrat.

Am Montag abend war ich einmal mit dem Rübezahl allein. Wir saßen im automatischen Restaurant und tranken Kaffee. Er rauchte an seinem Zigarrenstummel und redete über die „Weiber“.

„Die ruhigsten, das sind die besten, mein Sohn. Fall nur nie auf Temperament herein. Ich werde dir mein schönstes Abenteuer erzählen. Da bin ich mal einer begegnet. Schlank, stumm. Schielte ein wenig. ‚Darf ich Sie begleiten?‘ sagte ich. – ‚Wenn Sie wollen.‘ – Na, sie war für München recht wohlgekleidet und so schlug ich ein besseres Lokal vor. – ‚Wenn Sie wollen‘, sagte sie. – ‚Darf ich Sekt bestellen?‘ – ‚Wenn Sie wollen.‘ Nun fragt ich nach Nam und Art. – Sie war mit einem Dresdner Maler verheiratet gewesen, der hätt sie so oft gefragt, ob sie ihn wirklich liebte, bis sie davongelaufen wär, hierher zur Mutter zurück. – ‚Na und die Mutter läßt Sie so allein herumgehen?‘ – ‚Warum nicht?‘ – ‚Trinken wir noch einen Tee bei mir?‘ – ‚Warum nicht?‘

Wie es nun zwei Uhr nacht wurde beim Teetrinken, sagte ich: ‚Sie werden jetzt zu müde sein zum Heimgehen, darf ich Ihnen mein Bett anbieten?‘ Ja, das durfte ich. Da lag sie nun in einem langen weißen Hemd und schielte. ‚Darf ich Ihnen Gesellschaft leisten?‘ fragte ich. – ‚Wenn Sie wollen.‘

Na, ich versichere dich, ich war nie so verliebt. Sie war still und hatte nichts dagegen; nur einmal hat sie etwas stärker geschielt, das deutete ich zu meinen Gunsten.“

Während er erzählte, hatte sich eine rotbäckige, rundliche Blondine an den Nebentisch gesetzt, einen Haufen runder und eckiger Pakete rings um sich verbreitet und aß nun nachdenklich an einem Schinkenbrot. Rübezahl sah schon beim Erzählen bisweilen zu ihr hinüber. Nun fiel endlich eins von den Paketen herunter und rollte zu uns. Rübezahl hob es auf, überreichte es ihr mit einer umständlichen Verbeugung und sagte: „Sie haben aber viel Pakete, Fräulein, was haben Sie denn Schönes angeschafft?“

„Die Pakete sind nicht für mich, die sind für meine Hunde.“

„Hunde?“

„Ja, in der Garderobe darf ich sie nicht lassen, der Direktor erlaubt's nicht.“

„Was tun Sie denn mit den Hunden?“

„Ich bin doch Dresseuse. Und während daß die Hundln sich abkühlen, gehe ich immer vom Varieté hier herüber und eß was. Nachher hol ich die Hundln und bring sie heim.“

„Gewiß ein sehr anstrengender Beruf.“

„Es gewöhnt sich. S'ist nur schlimm, wenn einem die Tiere eingehen. In Berlin da hatt ich so schöne Foxe und die sind mir all eingegangen, weil der Käfig feucht war. Da hatt ich nichts zu essen zwei Tage lang. Dann hat sich der Herr Schnellmaler Mink meiner angenommen und hat mirs Schnellmalen beigebracht.“

„Das ist gewiß recht schwer. Ich selbst bin nur ein langsamer Maler und hab schon Müh genug.“

„Mit Landschaften wärs nicht so schwer. Die hab ich bald gekonnt. Aber die Köpf ... Herr Mink war ein Künstler. Er hat früher sogar mal ausgestellt. In der großen Pommerschen Landesausstellung. Das ging ihm noch nach. Eine schöne Samtjoppe hatte er. Die zog er morgens immer übers Hemd an und rauchte Zigaretten. Es war eine schöne Zeit. Aber dann mußte er fort, eh ichs Schnellmalen ganz erlernt hatte. Und da haben mich die Herrn Jongleure übernommen. Die brauchten eine Dame zum Zureichen und fürs Honneur. Und wo ich doch die gleiche Figur hatte, wie die vorige, die wieder Friseurin geworden ist, so konnt ich ihre Kleider mit übernehmen.“

Da bin ich weit herumgekommen. Zuletzt waren wir in Brüssel, aber dann hatt ich wieder Lust, mich selbständig zu machen, und der Jemmy, der mich liebgehabt hat, der hat mir ein Geld gegeben. Davon hab ich mir in Hamburg ein paar Pudel gekauft. Mit denen reis ich jetzt. Jetzt tu ich sie auch nicht mehr in den Käfig, sondern halt sie bei mir im Zimmer. Sie müssen mich mal besuchen kommen und meine Hundln anschauen.“

Ja, das wollten wir wohl und nächstens kämen wir ins Varieté, sie auftreten zu sehen.

Jetzt aber, meinte der Rubezahl, jetzt sollten wir uns eine vergnügte Nacht machen auf seinem Atelier.

Sie mußte erst noch die Hunde heimbringen. Indessen kauften wir zwei Flaschen Automatensekt, erwarteten sie im Café und fuhren dann per Droschke zu ihm.

Sie saß auf Rübezahls Knien und schnalzte mit der Zunge. Da ich gegenüber saß, fing ich nun auch an, ihre Aufmerksamkeit zu erregen.

„Was ist denn das für einer, dein kleiner Freund?“

„Das ist noch ein junger Hund“, sagte Rübezahl.

„Um so besser zu dressieren“, meinte die Hundedame.

Auf dem Atelier malte sie erst mit Rübezahl um die Wette schnell, und ihre Landschaft stand eher auf der Leinwand als seine.

Dann tat der Sekt seine Wirkung: es wurde Dressur gespielt. Rübezahl bellte so schön, daß sie sich vor Lachen nicht halten konnte.

Zuletzt schaukelte sie wild auf dem Schaukelstuhl auf und ab und las uns einen Liebesbrief von Jemmy vor: „Oh kleine Dogsmiß, arbeiten Du noch mit Dogs? Wir arbeiten immer noch Brüssel. In Pause und auf Bude ich lieben Dich viel. Oh, kleine Dogsmiß, wir haben gut können dressieren der Liebe. Oh man muß können arbeiten. Diesen Winter ich werde arbeiten Budapest, wo sind schöne Weiben ...“ Und so gings immer weiter. Wenn sie beim Lesen einhielt, gab ihr Rübezahl aus der Flasche zu trinken. Ihr Stuhl schaukelte immer langsamer, der Kopf sank auf die Brust und der Liebesbrief fiel auf die Erde.

Da legten wir sie in Rübezahls Bett, deckten sie zu und gingen wieder in den Karneval zurück.

In der Dienstagnacht waren wir im Luitpold. Ich sah wohl sehr müde aus. Das nahmen alle für Maske und fanden mich sehr gelungen.

Einmal kam das Kätchen vorbei als fleischfarbene Fee: „Gelt, du bist ein Schlimmer, hast mich ganz vergessen. Dafür hab ich jetzt einen lieben Schatz.“

„Und ich keinen“, sagte ich und ging weiter.

Und die Nina kam an Wedels Arm und wollte mich küssen. Warum ich nicht küssen wollte, fragte sie, als ich auswich; küssen wär doch was Schönes. – Ich fänds auch sehr schön, sagte ich, aber ich taugte nicht dazu. Da lachten sie alle.

Ich trank viel Sekt und Kaffee und Bier und wieder Kaffee und wieder Sekt, und als wir später noch im Stephanie waren, schlief ich immerzu an Wedels Schulter ein, wenn es einen Moment stiller wurde. Da saßen dicke Bürger und blasse Studenten und fleckiggeküßte Mädchen, alle aßen Weißwürste.

Dann nahmen mich die Freunde zwischen sich in eine Droschke, und es ging rasend schnell und quälend langsam an drehenden Plätzen und auf steigenden und sinkenden Straßen hin bis in Rübezahls Atelier.

Dort wurde ich neben die Hundedame aufs Bett gelegt; sie wollte mir den Hut abnehmen, um mir ins Gesicht zu sehen. Aber ich wehrte mich, zog ihn tief in die Stirn und schlief in den grauen Aschermittwoch hinein.

## **Fünftes Kapitel**

Dann dauerte es noch ein paar lange Tage, bis ich endlich einen Brief von Lauras Wirtin bekam:

„Liebwerter junger Herr, ich muß Ihnen nun die Meldung machen, daß die Laura Wunderl gestern ins Spital links der Isar gekommen ist und hat mir in ihrem Schnupftuch sechs Mark dreiundsiebzig gegeben, die über waren von dem, was ihr der junge Herr ins Gefängnis geschickt haben. Sie ist immer im Fieber und lacht und kennt niemand. Nur mich kannte sie an meinem Kopftuch und grauem Scheitel, gab mir das Geld und sagte: ‚Da sind noch silberne Gickerchen. Tus wieder in ihren Topf, daß sie klappern. Ich brauchs ja nimmer.‘

Ich bin eine ehrliche alte Frau und ich mein, es wär nicht recht vor unserm Herrgott, wenn ichs Ihnen nicht wiedergeb. Nur wollt ich recht bescheiden gebeten haben, daß der junge Herr vielleicht die Güte hätten, noch einige kleine Schuld, die von der Laura aussteht, gefälligst zu bereinigen. – Wenn sich der junge Herr herbemühen wollten, ich bin immer in meiner Küche, möcht auch gern von den Umständen der Laura erzählen. Möcht hören, was ein gebildeter Herr dazu meint. Wann der junge Herr umsonst schellen, so bin ich drüben bei meiner Nachbarin, wo ich mir immer das Wasser aus der Leitung hole. Untertänigst

Emilie Sippl,  
Briefträgerswitwe.“

Darauf ging ich erst ins Spital, um Laura selbst zu sehen. Aber ich wurde nicht vorgelassen. Es war kein Besuchstag für den Saal, wo sie lag.

Von da lief ich weiter zur Mutter Milly ins Sterneck. Sie machte mir auf, schlich voran in ihre Küche und setzte sich auf den Strohstuhl weinen. Ich nahm auf dem Tisch Platz und wartete, bis sie ausgeweint hatte.

Nach einer Weile sah sie auf und sagte: „Nun kommt das Kind ins Arbeitshaus. Sie habens mir fortgenommen.“

„Wie ist denn das alles gekommen?“

„Ich mein, der Wastl ist schuld.“ Dann fing sie an, mit leiser, singender Stimme zu erzählen.

„Es ist eben ein besonderer Fall, das hat auch der Herr Doktor im Spital gesagt. Das arme Kind. Was hab ich Zeitlang nach ihr, wo ich ihre Mutter noch so gut gekannt hab. Die Mutter, die hat dazumal hier unten im Haus gewohnt, bei ihrem Vater, dem alten Tischlermeister Wunderl. Wir waren im gleichen Alter, die Theres Wunderl und ich. Wir sind zusammen zu heiligen Kommunion gegangen. Ach, sie war immer still und fleißig und hat viel Umständ gehabt mit dem ledigen Kind. Es ist ihr einziges gewesen. Und sie hat sonst keine Sünde gehabt, hat auch nicht heiraten mögen, auch nie die Mannsbilder angeschaut. Hat immer nur ihr Kind geherzt und es ihren allerliebsten Bankert geheißten. Ach, wenn sie gewußt hätt, wies dem armen Kind gehen sollt! Aber wer weiß denn, warum der Herrgott der Laura so ein heißes Herz gegeben hat. Nun wird sie Kesselkost essen müssen und war bei mir so ein gutes lindes Essen gewohnt.

Aber nun will ich Ihnen alles nach der Reihe erzählen, lieber Herr, und das fängt damit an, wie die Theres zu dem Kind gekommen ist. Das ist eine eigne Geschichte.

Das sind nun schon viele, viele Jahre, da sind wir zwei, die Theres Wunderl und ich, auf die Oktoberwiese gegangen. Da wars dazumal noch nicht so prächtig wie jetzt, auch nicht so viel Fremde. Und wenn mal ein Fremdes gekommen ist, so haben wir sehr nach ihm geschaut. Da kam denn auch einer, der uns zwei Mädchen so spazieren sah. Er hatte einen porzellanenen Knopf an seinem Stock und ein dickes Uhrgehänge und so lichtetes Haar, wie es die Laura von ihm geerbt hat. Einen blonden Schnurrbart hatte er, der im Wind wehte. Es war ein stattlicher Mann, er hat manierlich zu uns gesprochen und ich hab geantwortet. Die Theres hat sich nur geduckt.

Und wie wir so gehen, sehen wir mit einmal die große erzene Bavaria über der Wiese. Da kehrt sich der Fremde zu der Theres und spricht: ‚Sagen Sie mir doch, kleines Fräulein, wer ist die große Dame?’

Wie die Theres darauf nur kichert, stoß ich sie in die Seite: ‚Ei, so gib doch dem Herrn Bescheid.’ Ja, sie sollte ihm die Erzene genau zeigen, er hätt gehört, man könnt hineingehen, meinte der fremde Herr und ließ nicht ab, bis sie mit ihm hinging. Ich blieb bei der Ochsenbraterei stehen und sah den beiden nach, und wie sie dann weiter waren, tat er den Arm um die kleine Theres. Das machte mich traurig, weil ich dazumal keinen Schatz hatte, und ich ging allein nach Haus.

Am späten Abend aber kam die Theres zu mir und hatte ganz rotgeweinte Augen. Nun wär alles aus, nun bekäm sie ein Kind: Wovon denn gleich ein Kind. Ja, das hätt sie wohl gespürt. Und dann erzählt sie: Wie sie mit dem fremden Herrn zu der Bavaria kam, saß der Wärter auf der Schwelle und aß sein Vesperbrot. Der wollte sie nimmer hineinflassen, weil es schon spät war. Der fremde Herr aber sagte ihm: ‚Ich bin nur noch bis heut nacht in München, und das muß ich doch gesehen haben’, und gab ihm ein Geldstück. Da holte der Alte eine Kerze, steckte sie ihnen an und ließ die beiden hineingehen. Und wie sie bis in den Schoß hinaufgestiegen waren, wo eine Bank zum Ausruhen steht, da ging mit einem Mal die Kerze aus.

Wie das die Theres erzählte, mußte ich hell herauslachen: ‚Ja, die andern haben auch gelacht, sagt sie, aber was hilft mir euer Lachen. Ich bin wie tot dagelegen und weiß nicht, wie ich wieder heruntergekommen bin. Und unten hat der fremde Herr gesagt: So, mein Kind, ich muß heim ins Hotel, und hat mir den Taler hier gegeben und war weg.’ Und dann bat sie mich recht sehr, ihr doch den Taler abzunehmen. Sie wüßt nicht wohin damit und hätt Angst, er brächt ihr Unglück. Sie hatte ihn eingewickelt in Zeitungspapier, und so nahm ich ihn und tat ihn in ein Glücksschwein, das auf meinem Fensterbrett stand.

Und als die Zeit um war, ist die Theres schwanger gewesen. Und die zuvor gelacht hatten, machten nun ein ernsthaftes Gesicht; und wie sie das Kind zur Welt brachte, war der alte Tischlermeister bös und wollte das ‚Bankertgequäk’ nicht hören.

Ich hatte aber dazumal meinen seligen Mann, den Sippl, geheiratet und wir waren hier oben ins Haus gezogen. Und mein Mann, der ein einfacher Mann war, meinte: ‚Was brauchen wir die gute Stube? Haben

wir nicht an der Küche und am Schlafzimmer genug? Laß die arme Theres drin wohnen mit ihrem Kind.' Da nahmen wir die Theres zu uns herauf, und sie saß den ganzen Tag im Zimmer, nähte und sang dem Kind Lieder. Und die Laura war lieb und still und so schön anzusehen, daß alle ihr gut sein mußten.

Aber die Theres Wunderl war seit dem Kindbett recht schwach und hilflos und hatte Gliederweh. Und wenn sie dann in ihrem Stuhl stöhnte, dann kam die kleine Laura gekrochen, gesprungen und brachte alles, was sie Schönes gefunden hatte. Und wo das Kind hinaßte am Boden, da war ein bunter Faden oder ein seidener Fetzen. Und unten auf dem Hof fand es Glasscherben, die ließ es in der Sonne glitzern; behielt aber nichts für sich, wie ichs sonst wohl gesehen hab, daß Kinder alles in ihre Ecke sammeln, sondern gabs den kleinen Buben, die vorbeikamen.

Mit der Theres hats dann nicht lang gedauert: Als ihre Laura in die Schule kam, ward sie schwer krank. Und einmal im Frühling, wie das Kind morgens mit seiner Schreibtischplatte fortging, hat sie es noch geküßt, und wie es heimkam, war sie tot.

Die Laura wurde ein recht braves Mädchen; das muß ich sagen. Gespielt hat sie am liebsten mit den Buben, und alle bunten Röcke haben ihr wohlgefallen. Wenn mein seliger Mann, der Briefträger Sippl, seine Sonntagsmontur anhatte, dann ist sie zu ihm gesprungen und hat schön mit ihm getan. Und allen Soldaten, die vorbeikamen, hat sie Kußhände zugeworfen, und so ist denn auch ein bunter Rock ihr erstes Unglück gewesen.

Es ist einmal – da war sie schon ein wenig erwachsen – da ist ein herrschaftlicher Diener gekommen mit Wäsche zum Ausbessern. Wie er in die Küche trat, stand die Laura am Herd und schaute ihn an, hat aber kein Wort gesprochen. Des Abends setzte ich mich wie immer an ihr Bett, schwätzte mit ihr und las ihr aus einem heiligen Buch vor. Und darüber schlief sie ein. Ich las noch ein wenig weiter. Mit einem Mal hör ich das Kind stöhnen und aus dem Schlaf sprechen. Es hatte ganz fiebrige Wangen, aber was sie sagt, konnt ich nicht verstehen. – Als aber nach ein paar Tagen der herrschaftliche Diener wiederkam die Wäsche abholen, war ich grad fort einkaufen und hatte der Laura angeschafft, auf die Schelle achtzugeben. So macht sie ihm auf. Und als ich dann heimkomm, springt sie mir entgegen, mit roten Wangen, und küßt mich

und läßt mich gar nicht zum Fragen und zum Schelten kommen: ‚Das ist ein wunderlich Ding, ein Mann‘, sagt sie. Und dann erzählt sie, sie hätt ihn eh er sich versah in die Stube hereingezogen, weil es in der Küche schon zu dunkel war, die Wäsch zu besehen. Und wie er mit ihr am Fenster stand, faßt sie seine goldnen herrschaftlichen Knöpfe an. Und das gefiel ihm wohl. Er zeigte ihr auch seine Westenknöpfe. Und sie zeigte ihm dafür ihr buntes Strumpfband – und so gings weiter – bis das Unglück geschehen war. Aber sie hat nie verstehen wollen, daß das ein Unglück war, und ich hab Müh genug gehabt, daß sies nur ja nicht meinem Mann erzählte.

Und dann ist das andere Unglück gekommen, daß ich meinen armen Mann, den Sippl, verloren hab, indem er sich dienstlich verkältet hat und hat sichs ihm derart auf die Brust geschlagen, daß es bald um ihn geschehen war. Ich wollt erst selbst nachts die Leichenwacht halten, aber die Laura drängte mich immer wieder von der Kerze fort, hockte sich auf den Schemel am Bett und schaut dem Toten in sein Angesicht. Den Mund hatte sie ganz verwundert offen und sah nicht aus, wie ein Christenmensch, der einen Christenmensch hat sterben sehen, sondern schier wie ein Kind, das vor einem Guckkasten, vor einem Kasperltheater sitzt.

Am andern Morgen, als es zu den Nachbarn gekommen war, daß mein Mann mit Tode abgegangen, wer steckt als erster seinen dicken Kopf in die Tür? Die hatt ich angelehnt, derweil ich Wasser holen ging. – Der Wastl natürlich, des Herrn Gendarmen im dritten Stock sein neugieriger Sohn. Sie sind ihm wohl schon auf der Gasse oder auf der Stiege begegnet und kennen ihn an seinem roten Haar und blöden Aug und wie ihm das Maul ein wenig hängt und wie er mit den Armen herumrudert in der Luft, eh er das Stieгельänder zu fassen kriegt. – Der schiebt also die Tür auf und wie er mich nachkommen sieht, macht er eine schiefe Reverenz und geht voran und in der Laura ihr Zimmer, wo wir den Toten aufgebahrt hatten.

Wie er da nun aber den Toten liegen sieht und das Mädchen, die Laura, dabeisitzen, kriegt ers mit der Angst und will zurück. Da winkt ihm die Laura herzukommen, und er kriecht auf allen Vieren bis zu ihren Knien. Und dann packt sie mit ihren Fingerchen den großen Gesellen am Schopf und lacht und stupst ein paar Mal seinen dicken Schädel

ganz dicht an das Gesicht des Toten und sagt: ‚Schau ihn dir recht an, Wastl, daß du ihn nicht vergißt.‘

Und seitdem ist der Wastl jeden Tag heraufgekommen, und die Laura hat ihn gehalten wie einen Hund mit Schlägen und mit Streicheln. Er hat ihr alles zulieb tun müssen: die Schuh ausziehen, wenn sie müd war, und Gesichter schneiden und auf einem Bein stehn, bis er umfiel. Und da sie mir dazumal mit Nähen fleißig beigestanden ist, so hat sie immer eine Nadel in der Hand gehabt, mit der hat sie den Wastl gestochen und dann das Blut mit ihren Lippen aufgesogen.

Und ob sie ihn schon immer einen dummen Buben geheißn hat, so konnt sie doch keinen Tag ohne ihn sein, und wenn er mal nicht kam, so blieb sie im Bett liegen bis Mittag und sagt: ‚Ich mag nichts nähen, ich mag nichts essen. Wo bleibt der dumme Bub, der Wastl?‘

Und über eine Zeit, so habens die beiden schon schlimmer getrieben, aber ich hab ein Auge zugeedrückt, weil ich die Laura so liebhatte, und die andern Mädal treibens ja auch nicht besser. Nur daß sie so gar keine Scham gehabt hat, wo sich doch sonst die Mädchen nicht genug-tun können, mit Heimlichkeit und in den Schoß gucken und’s Licht ausblasen und was derlei Schamhaftigkeiten mehr sind. Die Laura aber hat mir nicht Ruh gelassen, bis ich noch hereinkam, wenn sie den langen Buben da auf ihrer Bettstatt liegen hatt. Und das erste Mal hab ich nicht gemocht. Das andre Mal bin ich in der Tür gestanden und hab gelacht. Und zuletzt muß ich ganz herein und mich auf den Stuhl am Bett setzen, und die Laura stützt ihren Ellbogen auf mein Knie und mit der andern Hand streichelt sie ihrem Wastl das rote Haar und sagt: ‚Mutter Milly, erzähl uns was Schönes.‘

Und so wunderlich michs ankam, so hab ich den beiden Geschichten erzählt, wie zwei kleinen Kindern. Und dann hat die Laura schelmisch gelacht und gesagt: ‚Mutter Milly, ich hab Durst, bring mir ein klares Wasser‘, und da bin ich hinausgegangen, hab aber erst ein Weilchen gewartet, eh ich mit dem Wasser wiedergekommen bin.

Und so wärs denn auch leidlich weitergegangen, aber der Herr Gendarm ist seinem Sohn auf die Spur gekommen. Und weil der Bub faul war in seinem Handwerk (er war bei einem Spengler in der Lehre) und oft um der Laura willen den ganzen Tag ausblieb, so mochte der Alte ihm keine Entschuldigung mehr für den Meister schreiben und ließ ihn nicht mehr zu uns herauf.

Da ist die Laura erst zwei Tag lang mäuschenstill im Bett gelegen, am dritten ist sie in die Küche gekommen und hat meine Mietzkatze gestreichelt und geplagt, und am andern Abend hat sie ihren Hut aufgesetzt, den sie von meinem seligen Mann zur Kommunion gekriegt hat, ein schönes Stück mit Kirschen drauf, und ist auf die Gasse gegangen. Und spät ist sie wiedergekommen und war nicht allein. Da hats mich geschauert und ich bin ihr nicht an die Tür entgegen wie sonst, bin in meiner Küche sitzen geblieben und hab still geweint. Wie ich so sitz, hör ich mit einmal ihre helle Stimme: ‚Mutter Milly, ich hab Durst, bring mir ein klares Wasser.‘ Ich hab gezittert vor Schreck, aber was das Kind anschaffte, mußte man tun. Und so kam ich mit dem Wasser an die Tür und da ist es mir aus den Händen gefallen. Kommt die Laura heraus, ach was war sie hold anzuschauen in ihrem hellen Haar und blanken Hemd. ‚Mutter Milly, was verschrickst du dich?‘ sagt sie. Und nun wo sie vor mir stand, war auch mein Schreck vorbei.

Am andern Morgen aber wollt ich ihr ins Gewissen reden und sagt ihr so ein wenig, was sie tat. Da gab sie mir ein großes Goldstück und sagte: ‚Das hat mir einer geschenkt, den ich liebhatte. Ich glaub, ich hab viele lieb, und wenn mir jeder was schenkt, so haben wir beide, du und ich, keine Not. Und wenn der Wastl nicht dabei ist, kann ich nicht nähren, und was du unter deiner Brille zusammennähst, das reicht nicht aus.‘

Und ich sagt ihr darauf, daß sie so nie einen Mann zur Ehe bekäme und daß alle sie schelten und schief ansehen würden und nimmer mit ihr reden. Sagt die Laura wieder: ‚Ansprach brauch ich keine, außer wer mich liebhat. Und Männer möcht ich viel und nicht einen zur Ehe, und ich bin besser gemacht zum Liebhaben als zum Nähen und wenn der Wastl nicht da ist, kann ich doch nicht nähren‘ ... und so gings immer fort.

Und so ists gekommen, daß die Witwe eines rechtschaffenen Manes, wenn mans recht besieht, die Magd einer Hure geworden ist. Ich hab wohl noch an meinem Küchentisch genäht, aber wens dann schellte, so muß ich aufmachen und Bescheid geben, ob das Fräulein zu Haus wär. Und das Fräulein hat auf dem Bett gelegen und mit der Katz gespielt. Das ganze Zimmer war voll Blumen, davon konnt sie nie genug haben, ob ich ihr schon oft gesagt habe, daß in so einer Kammer Blumenduft gefährlich ist auf die Nacht.

Ich hab mich auch oft gewundert, daß sie keine Zeitlang nach der Arbeit gehabt hat. Sie hat sich nicht einmal ihre Wäsch genäht, und wenn sie eine Nadel in der Hand hatt, näht sie damit bunte Blumen auf seidne Tücher. Aber ohne allen Nutzen. Sie hat nie einen seidnen Rock gehabt oder wie sonst die schlechten Mädchen seidne Jupons und seidene Wäsch. Ging immer in Leinen und Kattun.

Und bei all der Sünde ist sie von Tag zu Tag lieblicher geworden. Und so ists wohl auch gekommen, daß ein so feiner Herr, wie Sie, junger Herr, dem armen Ding nachgegangen sind. Und dazumal glaubt ich schon, das Kind hätt ein Glück gemacht. Wie sie erzählte, daß Sie gut mit ihr waren, hab ich ihr zugesprochen: ‚Schreib ihm, Laura, geh nicht mehr auf die Gasse. Es ist ein junger Herr noch, er wird sich zu dir halten und acht auf dich haben.‘

Und sie hört ganz still zu und sagt: ‚Wenn du meinst, Mutter Milly, ich wills einmal probieren‘, und ist wieder ein paar Tage im Bett und bei der Katz geblieben. Zum Schreiben konnt ich sie aber nicht bringen, hab oft den Bogen parat gemacht, aber sie hat nur auf das blanke Papier geweint. Und wie nun einmal auf dieser Welt alles anders geht als man meinen sollt, so ward die Laura grad in diesen Tagen matt und blaß, daß ich erst meint, sie wär in der Hoffnung. – ‚Nein, das wärs nicht‘, sagt sie, ‚aber es gäb einen Buben mit rotem Haar und dummen Augen, der läg ihr wieder im Sinn.‘ Und wie sie dann einmal dem Wastl, der nach allerlei Gesellreisen heimkam, begegnet ist, hat sie ihn heimlich heraufgeholt und in aller Herrgottsfrühe wieder hinuntergeschickt, daß es keiner merkt.

Aber ich hab einen leisen Schlaf und habs wohl gemerkt, und bin mit meiner Kerze – so dunkel wars noch – zu ihr gekommen und hab ihr die Höll heiß gemacht, daß sies jetzt, wo sie einen schönen Herrn haben könnt, mit Spenglerbuben hielt. Aber die Laura hat immer nur mit den Fingern ihr helles Haar gestrählt und geweint und gesagt: ‚Wenns das wär, wenns nur das wär, aber es ist viel schlimmer.‘

‚Was möchtst denn, Kind‘, fragt ich. – Da hat sie seltsam gelacht und wie eine Hexe ausgeschaut. ‚Ich möcht wohl dies und das und allerlei. Und den Hut möcht ich aufsetzen mit den roten Kirschen und Gassi-Gassi gehen.‘

Und danach hat sie wieder gelacht und hatte rote Wangen. Mich aber hats traurig gemacht, das neue Glück. Zumal sie nun oft mindere

Leute heraufgebracht hat. Und ich hatte Not, das Treiben vor den Nachbarn zu verbergen. Da waren oft Burschen bei ihr, die haben ihr nicht einmal was zahlen können. ‚Schenkst du mir nichts, schenk ich dir was‘, hat dann die Laura gesagt und hat mit dem Geld geklappert.

Und gesungen hat sie den ganzen Tag und nicht ein Lied rechtschaffen zu Ende, sondern vielerlei durcheinander. Und auf die Weise von frommen katholischen Gesängen hat sie Gassenlieder gesungen.

Und dazumal ist sie des Abends oft in die Johanneskapelle hinübergelaufen, und wie ich fragt, ob sie denn mit einmal fromm geworden wär, sagt sie: ‚Ich bet zur Herzliebsten Mutter Gottes, daß sie mir einen schickt, der so liebhaben kann wie ich liebhab, und manchmal mein ich, es müßt ein Engel vom Himmel sein; ich wollt ihn auch so besonders karessieren, daß ihm sein Himmel verging.‘

Es ist aber kein Engel vom Himmel herabgestiegen, vielmehr ist eines Morgens der Herr Gendarm heraufgekommen. Mag sein, daß sein Bub es ihm aus Eifersucht gesteckt hat. Der sagt: Er wüßt zwar nichts Gewisses, was die ledige Laura Wunderl trieb, aber wenn er ihr auf die Spur käm, so sollts ihr schlechtgehn. Das gäbs fein nicht, den außerehehlichen Firlefanz. Da brauchts einen Schein von der Polizei.

Darauf sagt das törichte Kind, er sollt ihr doch so einen Schein schreiben, wens den brauchte, und was es kostet. Und darauf der Herr Gendarm, sie sollt achtgeben, daß sie nicht eines schönen Tages eingefangen würd und ins Gefängnis hinten am Girgl käm. Und damit schmiß er die Tür ins Schloß.

Und bald darauf wars, daß Sie, junger Herr, die Laura wiedergetroffen haben, und haben sie zu sich genommen, wo auch ihre Herren Freunde waren. Und es war lieb, daß sie ihr noch Bücher mitgegeben haben zum Lesen. Da sind sie, ich hab sie zusammengepackt. Sie selbst hat zwar nicht darin gelesen, aber mir hat sie sie in die Küche gegeben, und da ist mir manchen Abend die lange Zeit kurz geworden. Manchmal hab ich ihr auch daraus erzählt. Denn die Laura sagt immer: ‚Geschichten kann ich nicht lesen. Geschichten muß einer erzählen.‘

Aber anstatt, daß sie dann schrieb und wieder zu Ihnen kam, lauert sie immer, ob sie nicht dem Wastl begegnet. ‚Was willst denn mit dem Schandbuben‘, fragt ich. ‚Ei, ich meine, er ist eifersüchtig und böß auf mich. Das ist gut: da lernt er am Ende so liebhaben wie ich liebhab.‘

Der Wastl aber wich ihr dazumal überall aus und lief andern Mädchen nach. Das sagte mir seine eigne Mutter. Doch einmal hat ihn die Laura erwischt und gleich heraufgeholt. Am Nachmittag wars. Ich saß in der Küche und mir ahnte nichts Gutes.

Mit eins hör ich auch schon den schweren Schritt des Herrn Gendarmen die Stiege herauf. Ich lauf an der Laura ihre Tür und ruf: ‚Kind, Kind, tu den Wastl in den Schrank, geschwind, der Herr Gendarm kommt.‘ Antwortet das unvernünftige Kind: ‚Das geht nicht, das geht nicht gut, Mutter Milly‘, und lacht aus voller Kehle. Und es schellt und es pocht und der Herr Gendarm kommt herein und ich hör, wie in der Kammer der Bub fort will, sich verstecken. ‚Bleib, bleib, mein Schatz‘, ruft die Laura, und ob er schon viel stärker war wie das zarte Kind, so hat sie ihn doch gehalten, ich weiß nicht wie, und hat nicht abgelassen, bis der Herr Gendarm vor ihr stand und fragte: ‚Sind Sie die außerehe-liche Wunderl?‘

Und so ist sie ins Gefängnis gekommen; und wie es ihr da erging, das hat sie Ihnen geschrieben, wo Sie dann so lieb waren, junger Herr, und haben ihr Geld und gute Grüße geschickt.

Aber denken Sie nur, das Kind war mit einem Mal krank, und böß krank. Und es muß der Schandbub, der Wastl, daran schuld sein. Das hat auch der Herr Doktor gemeint im Spital, wo sie sie dann hingebracht haben, als es schlimmer mit ihr war.

Und da haben sie mich hingeholt; und die Laura hat mir ihre Hand heraufgereicht aus dem Bett und gebeten: ‚Mutter Milly, erzähl mir was‘, und ganz hell war ihre Stimme geworden. Hätt man die Augen zu gehabt, man hätt gemeint, es wär ein kleines Kind.

Den andern Tag lag sie im Fieber und war über alle Maßen munter, aber der Herr Doktor meinte, das wär nicht recht und keine Natur, und hatte Sorge, weil sie so ein heiß Herz hat.

Was kuriose Dinge hat das Kind geredet, als: ‚Ich hab ein buntes Blut und wens hervorkommt, ist es weiß. Weiße Blumen hab ich auf meinem roten Mund‘, und: ‚die herzlichste Mutter Gottes hat eine blauen Stift genommen und mich angemalt. Bis ich in den Himmel komm, bin ich durchsichtig und schimmerig wie Kristall. Die Engel im Himmel sind alle licht wie Kristall.‘ Und einmal, als sie ein wenig Schmerz hatte,

sagt sie: ‚Sieben Schwerter im Herzen, ihr Herren, das tut gut. Ich wollt, es wären sieben mal sieben.‘

Wie ich nun gestern bei ihr war, sind Herren da gewesen vom Gericht und haben mich befragt, von wegen der Laura ihrem unmündigen Lebenswandel. Und dann haben sie gesagt, sowie sie auf könnt, müßt sie ins Arbeitshaus.

Da war nicht zu helfen, obwohl der Herr Doktor gemeint hat, für den Lebenswandel, für den könnt sie nicht, der käm von einem Nymphenwahn, oder wie ers geheißén hat.

Dawider gäbs nur strenge Zucht, meinten drauf die Herren, und ich dürft sie schon ab und an besuchen, aber keine Mannsleut und kein Herrenbesuch.

Wie wir dann wieder allein waren, fragt ich die Laura, ob ich dem jungen Herrn nicht noch einen Gruß und ein gutes Wort von ihr bringen sollt. ‚Was hilft das Grüßen und das Reden‘, sagt sie drauf. ‚Sie saßen um mich herum, die drei selbigen, und haben auf mich geschaut und gewartet, daß was käm, aber ich konnt ihnen nicht helfen, es geschieht nichts. Die liebe Liebe, sie schickt wohl allerlei Boten, aber sie kommt nicht zu uns. Ich hab auch lange genug gewartet und konnts nicht rufen ...‘

Und so hat sie fortgesprochen, das irre Kind. Und keinen bessern Bescheid kann ich Ihnen auch nicht geben, junger Herr.“

Das ist das Letzte, was ich von der Laura Wunderl erfahren habe.

Von der Mutter Milly aber bekam ich ein paar Wochen später einen Brief: Es wohnte jetzt eine neue bei ihr, eine Kellnerin außer Stellung, und wens mich interessierte, so sollt ich doch einmal herankommen.

# Das Fest der Maria

Ich erhalte die Nachricht vom Tode der schönen und vielverehrten Maria Amberg. Sie hatte erst kürzlich ihre Bühnenlaufbahn begonnen, eben ihre ersten Triumphe gefeiert.

Auf einem Feste in einer Villa am Englischen Garten erschien sie zum letzten Mal und spielte in einem Melodram ‚Psyche‘ die Titelrolle. Ein Freund, der zugegen war, schreibt mir:

„Sie erhob sich, ins Dunkel tastend, vom Lager und ihre Schleier zitterten vor der Nähe des unsichtbaren Gemahls. Aus jeder neuen Wonne erwachte sie mit ungestilltem Verlangen auf den geöffneten Lippen und der hoffnungslosen Trauer ihrer grauen Augen. Die zuckten grün, als die Schwestern ihr den schlimmen Rat einflüsterten, und waren kühl wie Metall, als die verbotene Fackel in ihrer Hand lohte und sie den Leib des Gottes beleuchtete. – Die jähe Wendung, Amors Zorn und Verschwinden, nahm sie starr wie ohne Anteil hin. Und als dann die tröstenden Chöre ihre wandernde und endlich anlangende Zukunft verkündeten, spielte ein schier spöttisches Lächeln um ihren Mund: worin später einige Vorkenner schon den tödlichen Entschluß gelesen haben wollten.

Sie wich dem Beifall eilig aus und war fort. Man wunderte sich über ihr Ausbleiben, suchte sie in der Garderobe, im ganzen Hause, und fand sie nicht. Als das Fest zu Ende war, gingen einige von uns in die frische Morgenluft hinaus zum Aumeister. Bei der Brücke überm Wehr entdeckten wir Maria tot ausgestreckt, die Brust von einem wohlgezielten Schuß durchbohrt.“

Über die Gründe ihres Selbstmordes weiß mein Freund nichts Bestimmtes mitzuteilen.

Nun sind es drei Jahre, daß ich zum letzten Mal mit ihr zusammen war. Ich war noch sehr jung damals, sah staunend an ihrer hohen Gestalt empor und hörte ihren Worten voll Ahnung und ohne Gegenrede zu. In dem ich überdenke, was ich von ihr weiß, bleibt mir ihr plötzliches Ende immer noch rätselhaft und ich kann nichts tun, als ihren Tod beklagen und nebeneinanderschreiben, was ich mit ansah, und was sie mir erzähl-

te. Wer mehr von ihrem Leben erfahren hat, mag aus diesen Bruchstücken sein Wissen ergänzen.

Zum ersten Mal sah ich Marias Gesicht unter den Lorbeerkränzen eines Sängerboudoirs im Halbkreis der Gäste des berühmten Tenors Gaudigl. Franz Gaudigl stand in der Mitte und stellte ein riesenhaftes blitzblankes Grammophon ein. Es schnurrte das bekannte Lied „Ach könnt ich noch einmal so lieben ...“ und der Tenor spielte pathetische Pantomime dazu. Die bartlosen Männer stießen ruckweis ein heiseres Gelächter aus; die Damen lachten aus voller Kehle, die vom Fach mit bühnenmäßiger Abrundung. Nur die Maria verzog keine Miene. Sie sah ängstlich und festgebannt in die Öffnung des Apparates. Und erst als der wimmernde Wind zu blasen aufhörte, kam wieder ein Lächeln auf ihre Lippen und Glanz in ihren Blick.

Danach ging die ganze Gesellschaft in die Stadt und durch Torbogen und winklige Gassen in ein altertümliches Gasthaus, in dessen Butzenscheiben der bunte Viktualienmarkt und die graue Heiliggeistkirche erschienen. Der Wirt, ein Wiener und Freund der Komödianten, kam an unseren Tisch. Es war ein magerer Mann mit Koteletten an den hohlen Wangen. Er gab uns allen nach der Reihe mit komischer Würde die rechte Hand. In der Linken balancierte er schräg im Kreise ein gewaltiges Kelchglas voll Pilsner Bier. Mit den Damen wurde er bald sehr vertraulich. Nur die Maria sah er schüchtern an und sagte mit demütiger Säufermiene zu ihr: „Gelt, Gnädige, ich bin ein fader Kerl; aber ich hab auch mal hoch hinaus gewollt.“ Er richtete sich straff auf, hob den Riesenkelch mit beiden Händen an den Mund und leerte ihn in einem Zuge bis auf einen schalen Rest, den er wie ein Trankopfer zu Marias Füßen ausgoß.

Einige Monate später im Herbst ging ich an einem Sonntagnachmittag in der Bahnhofshalle auf und ab. Mit einmal stand die Maria vor mir und fragte mich, wohin ich wollte. Sie hatte auf dem aschblonden Haar eine schneeweiße Kappe, rund wie ein Heiligenschein. Als sie mich unschlüssig fand, wo ich den Sonntag verbringen sollte, lud sie mich ein: „Kommen Sie doch mit mir, ich fahre nach Haus zu meiner Mutter.“ Ehe ich noch mein freudiges und dankbares Erstaunen recht ausdrücken konnte, saßen wir im Coupé und sahen zum Fenster hinaus auf das braune wellige Land.

Am Bahnhof der kleinen Stadt wartete die gelbe Postkutsche. Der Postillion grüßte die Maria und fragte, ob wir nicht mit ihm hinunter in die Stadt fahren wollten. Nein, wir gingen lieber zu Fuß. Die Kinder auf der Landstraße und vor den ersten Häusern ließen ihre Spiele, kamen uns entgegengesprungen und reichten der Maria die Hand. Der Fischer unter der Brücke und der Schuster in der dunklen Tür nickten ihr eifrig zu. Wir mußten durch den ganzen Ort und am Storchenturm auf die letzte Gasse vor den Feldern.

Die Mutter stand in der Gartentür. Sie drückte mir fest die Hand. Dann küßte sie die Maria. Ihr braunes verwittertes Gesicht erinnerte mich an die Mutter der Winde in einem Märchenbuch meiner Kindheit. Gleich im Garten sprach sie von Acker, Vieh und Hopfenernte. Dann führte sie uns ins Haus, das der Großvater stattlich aufgerichtet hat. Marias Vater hatte eine Werkstatt angebaut: er war ein Goldschmied. Die Mutter aber, die auf dem Bauernhof geboren und erwachsen war, hat aus dem Anbau Stall und Scheuer gemacht.

Wir saßen in der Stube am breiten Tisch und stellten unsere Füße auf die Querleisten der schrägen Stützen. Die Mutter schenkte Kaffee in große Tassen ein. Maria saß dem Herde zunächst und sah den Bewegungen der Alten geduckt und schweigsam zu, wie ein artiges Kind.

Nach einer Weile erschien in der Tür eine junge Bäuerin, die sie Base Cenzi nannten. Sie hatte die eine Hand auf den vorgestreckten Leib gelegt, an der anderen hielt sie ein Kind. „Grüß Gott beieinander“, sagte die Base und setzte sich neben mich auf die Bank. Das Kind kroch zu Marias Füßen. Die Base legte beide Arme auf den Tisch und sprach zu der Alten. Sie roch wie ein Feld, auf das nach dem Regen die Sonne scheint. Sie sah der Maria ähnlich, nur war ihr Haar noch bleicheres Blond und ihre Augen waren dunkler.

Die Mutter stand auf und ging an den Herd, das Essen zu bereiten. Das Kind spielte mit der schwarzen Hauskatze. Wir drei gingen hinaus auf die Straße und an den Hopfengärten entlang. Überall waren hohe Stangen aneinandergelehnt, wie die Gewehre auf der Wache. Bei einem Zaun blieben meine Begleiterinnen stehen. „Das ist unser Hopfen“, sagte Maria zu mir. Beide Mädchen faßten den Zaun an und sprachen von Jahren und Ernten. Ich stand etwas abseits. Der Wind trug mir ihre Worte fort. Im späten Licht erschienen ihre Züge wie gezeichnet, der Schwung der Nase kühner, die schmalen Lippen noch schärfer geschnitten. Die Ba-

se beugte den Kopf vor und das Haar wehte ihr in die Stirn. Marias Haupt war zurückgelehnt, die Stirn frei, bleich und eckig.

Beim Abendessen fragte die Mutter nach Marias Studien. Sie erzählte von den Deklamationsstunden: Es wäre immer komisch oder garstig; schön wäre es nie. Aber wenn sie erst mal auf der Bühne stände, würde ihr schon behagen.

„Theater ist nichts Christliches“, meinte die Mutter.

„Wenn ich nur wüßte, was ich eigentlich möchte“, sagte die Tochter und sah zum Fenster hinaus, „auf einer Terrasse sein, mitten in einem großen Fest unter lauter Masken in hellen Kleidern. Und unten müßte Bauernkirmes sein und in der Ferne auf den Feldern Sonnwendfeuer.“

Das wär kein Beruf, meinte die Mutter.

Nach Tisch mußten wir in die Stadt zum Herrn Vetter. Die Hauskatze kam uns erst ein Stückchen nach; als wir aber am Storchenturm waren, kehrte sie um und strich an den Zäunen entlang.

Der Herr Vetter saß in dem Herrenstübchen seines Wirtshauses am Marktplatz und unterhielt seine Gäste. Er begrüßte uns sehr umständlich und fragte so hochdeutsch wie möglich nach vielerlei Dingen, besonders die hohe Politik interessierte ihn. Er erkundigte sich, wieviel Bier pro Tag in Berlin konsumiert würde, und teilte seine Reiseerfahrungen mit.

Spät saß ich noch mit der Maria in der Stube bei der Kerze. Maria erzählte: „Ja, früher war ich oft abends beim Herrn Vetter und neben mir der Josef, der mich liebhatte und zur Frau wollte. Der Josef war Postadjunkt, und es dauerte immer noch lange, bis er heiraten konnte. – Wir haben als Kinder zusammen gespielt. Ich saß still mitten auf der Wiese, und er pflückte mir alle Blumen, die ich wollte, und holte den Ball, den ich weggeworfen, aus den Nesseln und aus dem Sumpf wieder. Und wenn er das Bett hüten mußte (er war viel krank), dann sägte er mir mit seiner Laubsäge feine Kästchen aus hellem Holz. Ich hab noch heute eins davon für meine Seidenbänder. Und als wir größer wurden, schrieb er mir Verse von Dichtern auf, ganze Hefte voll, später sogar französische und englische mit Übersetzung. Der liebe Junge. Er trug mir immer mein Schulrännel und verehrte mich sehr. Ich war für ihn das Wunder in der Welt.“

Es war uns und der ganzen Stadt selbstverständlich, daß wir uns verlobten, als er zweiundzwanzig und ich siebzehn Jahr alt war. Im Jahr darauf saßen wir einmal zur Erntezeit vor einem Heuhaufen. Die Sonne

stand dicht über den Hügeln und schien auf unsere Hände. Hinter uns rollten die schweren Wagen vorbei. Singen und Lachen scholl herüber, und wir wußten, oben im Heu lagen die, die sich lieb hatten, beieinander und küßten sich. Der Josef hatte bisher immer nur meine Hände geküßt. An diesem Abend hätte er mich recht gut auf den Mund küssen können; ich hätts ihm nicht verwehrt. Als ich ihm einmal voll ins Gesicht sah, nahm er meine Hand, lächelte und sagte: „Maria, heut hat mir mein Chef mitgeteilt, ich hätte Aussicht auf Beförderung. In zweieinhalb Jahren können wir heiraten, Maria.“ In diesem Augenblick war mir der arme Josef und die ganze Stadt und das Leben hier so zuwider, daß ich jäh aufstand und wegief ohne Abschied. Am nächsten Morgen sagte ich zur Mutter, ich könnte nicht länger bleiben, entweder wollte ich aufs Dorf zu den Basen oder noch lieber nach München, was lernen. Die Mutter beriet mit dem Herrn Vetter und dann haben sie mich nach München gelassen. – Der Josef aber ist gestorben, ehe die zweieinhalb Jahr um waren, und liegt hier auf dem Kirchhof begraben ganz nahe bei meinem Vater, ist nur ein Fleckchen Gras dazwischen.“

Es war Mitternacht, als wir wieder im Coupé saßen. Maria erzählte von ihren Basen auf dem Dorf: „Wenn ich die Cenzi ansehe“, sagte sie, „fühle ich manchmal was wie Neid. Sie hat ihre Arbeit und ihr Kind, hat Alltag und Sonntag, die langen dumpfen Winterabende in der Stube, den langen lichten Sommermorgen auf dem Feld, und auf der Kirchweih ist sie die schönste.“

Dann schwieg Maria, und in der Dunkelheit, die das kleine Lämpchen über uns mit seinem dürftigen Lichtkreis nur berührte, wurden die Minuten zu Stunden. Zuletzt kam wieder Marias Stimme aus der Nacht: „Ach daß man nicht einfach dasein kann, über Land gehen, wenn die Sonne scheint, am Fenster sitzen, wenns regnet.“

„Sie sind ein guter Begleiter, kommen überall mit und hören alles still an, was man vorbringt“, sagte Maria zu mir, als wir an einem milchblassen Novembertag im Schloßgehöft von Schleißheim standen. Die Fohlen kamen an den Zaun gesprungen, um von ihrer Hand gestreichelt zu werden. Sie führte mich in die kleine eingebaute Kapelle, wir saßen nieder vor dem Altar und sie sagte:

„Auf dieser Bank hat oft ein Mädchen gekniet, eine Tochter hier aus dem Schloßgesinde, die da drüben hinterm Gitter zu ebener Erde wohn-

te. Sie hat für mich mitgebetet, die Rosel, und ganz glücklich war sie im Marienmond, wenn ich bisweilen mit ihr in die Maiandacht kam. Täglich besuchte sie mich in meinem Garten und paßte immer die Zeit ab, wo mein Freund mich allein ließ. Wir nähten zusammen und spannen sogar und hatten immer allerlei Frauenwerk unter den Händen. An sonnigen Nachmittagen wusch sie mir am Brunnen mein Haar. Sie saß zu meinen Füßen, während es in der Sonne trocknete, und im Abendlicht flocht sie mirs.

Aber die Eltern konnten sie nicht mehr miternähren und schickten sie in die Fremde, Dienst zu suchen. Sie saß den ganzen letzten Abend bei mir und weinte. – Ihre Augen waren braun wie Kastanien. Ihre harten Hände waren klein und geschäftig. Von den Männern wollte sie nichts wissen, ihr war vor allen bange –. Ich hab sonst nie eine Freundin gehabt in meinem Leben. Die Frauen sind mir nicht gewogen.“

Wir gingen durch die kahlen Kastanien-Alleen des Parks, und als wir zu den großen Brunnenbecken kamen, fing Maria wieder an zu erzählen:

„Diese Brunnen sind immer leer. Nur einmal sah ich die Wasser springen zu einem Fest. Da erschienen hier im Garten Rokoko-Perücken und Reifröcke, und es wurde vor Kurfürst und Kurfürstin ein schäferliches Menuett aufgeführt. Aber ein Regen fiel: die Lämmchen, die die Bäuerinnen am Seil hielten, triefen und ihre rosa Öhrchen zitterten.

In den Sälen wurde getanzt und ich nahm zu jeder Tour einen anderen Tänzer. Aber sie schwatzten mir zuviel galantes Zeug vor, vielleicht um ihren Kostümen gerecht zu werden. Und mit einmal schämte ich mich meiner Maskengarderobe und lief in den nassen Park hinaus. Der Regen fiel wie Peitschenschlag auf meine Schultern. Es jagte mich übers rote Laub vom Vorjahr weit weit bis zu der Blutbuche: unter der blieb ich sitzen und mußte weinen, unablässig weinen. So fand mich mein Freund. Ich konnte nicht sagen, warum ich traurig war.

Indem hatte der Regen nachgelassen, aus den Marmorphannen vorm Schloß sprangen Naphthafeuer auf und rings um Teich und Brunnen leuchteten bengalische Flammen. Die bunten Fetzen einer wilden Tänzerschar flackerten im Schein geschwungener Fackeln. Aber für mich war es zu spät, ich konnte nicht mehr zu den anderen, ich schlich heim unter tropfenden Zweigen.“

Nun wollte Maria mir erst das Haus und den Garten zeigen, wo sie damals gewohnt hatte, und ihren Balkon mit dem ‚Tausendblätterdach‘;

aber von ihren eigenen Worten war sie zu traurig geworden. Wir gingen durch die Schloßhöfe zurück und wollten gerade zur Bahn, als wir vor einem Haus einen langen mageren Herrn im Sportsanzug an einem Automobil beschäftigt sahen. Maria begrüßte Herrn Aldermann und beide plauderten von den alten Zeiten. „Sie haben schlechte Farbe, Maria“, sagte er, „steigen Sie mal gefälligst gleich in meine Karre, meine Herrschaften, und lassen Sie uns ein Stückchen die Dachauer Chaussee hinauffahren, daß wir merken, es weht noch ein Wind durch die Welt. Sie müssen nicht immer alten Dingen nachhängen, Maria. Sport treiben, Ski im Gebirge und radeln und Golf und Tennis, das macht Blut und vertreibt dumme Gedanken.“

Er nötigte uns, einzusitzen, und lenkte das Gefährt erst langsam an der Häuserreihe hin; kaum aber waren wir über die Brücke, so ließ er es mit großer Geschwindigkeit sausen. Maria hielt die Hände an die Schläfen und sah erstarrt auf die Birkenreihe, die an uns vorübertaumelte. „Halt, halt“, schrie sie nach zwei Minuten Fahrt, „nicht weiter, das ertrage ich nicht. Mir fallen ja alle Bäume vor Augen um.“ Aldermann stoppte, er konnte sich vor Lachen kaum halten. Wir stiegen wieder aus und sie reichte ihm mit kümmerlichem Lächeln die Hand. „Ich fahre weiter“, rief er, und war im Nu von dannen.

„Dieser moderne Herr“, sagte Maria, als wir wieder allein waren, – „er ist übrigens Künstler, macht Lithographien im Plakatstil und will von der Ölmalerei nichts mehr wissen – der hatte einen jüngeren Bruder, einen zarten schwindsüchtigen Menschen, der nur ein paarmal heraus zu Besuch kam. Mit dem ging ich unter diesen Birken spazieren im Herbstlicht, wo alle Farben sich lösen. Mein Kleid war bunt, wie der Boden unter mir, und seine Wangen fahl und farbig wie die Ferne. Er sprach nur wenig Worte und doch hatte ich, sooft ich ihn ansah, das Gefühl, er wüßte meine Gedanken. An seiner Seite war mir so leicht, als könnte ich über dem Sumpf im Nebel schweben, nur von den eigenen Schleiern getragen. Und vor seinen Augen löste sich die ganze Welt in ein Farbenspiel auf. Er war kein Künstler. Manchmal, wenn er mir die Hand reichte, wenn sich nur unsere Fingerspitzen berührten, zuckte es, als schlänge ein Funke zwischen uns. Aber er ist ohne Abschied fortgegangen und ich habe ihn nicht wiedergesehen.“

So sehr mich Maria anzog, mir war nicht wohl zumute an ihrer Seite. Was wollte sie von mir, daß sie mir erzählte, was sie älteren Freunden verschwieg? Warum fragte sie nie nach meinem eigenen Leben und hielt meiner jungen Gegenwart immer diese viele Vergangenheit entgegen? Ich wurde nicht glücklich von ihrem Vertrauen. Eine Zeitlang vermied ich, sie zu treffen, bis wir uns eines Abends in einem Konzert Seite an Seite fanden.

Es war auf der Galerie des Odeons im dunklen Winkel neben den blinden Knaben. Sie nahm meine Hand mütterlich in ihre Hände und flüsterte mir zu: „Hier ist gut sein, hier neben denen, die nur hören und leere Augen öffnen. Aber sehen Sie dort den Mann –.“

An einem Pfeiler vor uns lehnte ein plumper Riese, der sein fleischiges Gesicht zu einem krampfhaften Lächeln verzogen hatte und mit der steigenden Fuge immer mehr verzog. Und als der Satz weiter wuchs und wuchs und nicht abschließen wollte, faßte er wie ein Ertrinkender in die Luft und seine Knie wankten. Bei einem anderen Stück, wo das Thema durch viele Verwandlungen wiederkehrte, lachte er böse auf und winkte wie geärgert ab. In der Pause brach er ganz erschöpft in einer Ecke zusammen. Irgendein Bekannter, der herzukam, kannte diesen seltsamen Menschen, holte ihn aus seinem Winkel und stellte ihn der Maria vor.

„Sind Sie Musiker?“ fragte Maria.

„Eben nicht“, erwiderte er heftig, „eben nicht. Ich bin Kaufmann, ja wohl, und nicht mal ein guter Kaufmann. Aber dies da, meine Dame (und er zeigte auf das Orchester), das ist mein ganzes Erlebnis.“

Er lachte derb. Der Bekannte, der ihn hergebracht hatte, glaubte vermitteln zu müssen und erklärte, auch er kenne kein reineres Glück als die Musik.

„Glück?“ rief der Kaufmann, „nicht die Spur. Es ist eine Qual. Ach es ist ja so lächerlich: Ich weiß immer, die Lösung kommt ja doch zuletzt. Die alten Halunken, sie können sich stellen, wie sie wollen, können die kleine Melodie verdrehen und umwickeln, daß sie schier verschwindet. Aber dann kokettiert sie doch wieder von ferne, und mit einmal ist sie da und – und tut unschuldig wie ein braves Schulkind, das was hersagt. Und tut, als wüßte sie nicht, wie sie uns zittern macht. Und wenn wir schon die Augen schließen, weil wir sie endlich haben, ist sie wieder fort und das qualvolle Spiel beginnt von neuem. – Das ist eine Sache, die Musik: ein ewiger Selbstbetrug, als ob ich erlebte, ich selbst, und weiß wie

das Kind beim Märchen, es muß gut ausgehen. Ein Schwindel die Kunst – aber das einzige, was ich habe.“

Er ging an seinen Platz zurück, um wieder zu wanken unter den Tönen und über sich und alles zu lachen.

Aber Maria wollte fort, ehe das Konzert aus war. Sie zog mich mit, und draußen auf dem düsteren Platz sagte sie: „Ich wollte, er hätte nicht gesprochen. Solange ich ihn nur ansah, war er wunderbar. Nun scheint er mir auch nur feig und lüstern, wie so die Menschen sind.“

Wir kamen ins Café. Von einem Sofa erhob sich ein kleiner runder Herr mit grauem Kraushaar um den kahlen Scheitel, um uns zu begrüßen. Als Maria ihn sah, nickte sie ihm flüchtig zu, drehte um und ging zur Tür zurück.

„Warum weichen Sie dem Herrn aus“, fragte ich, als wir wieder auf der Straße waren.

„Den kann ich heute nicht sehen. Oft habe ich schon von den anderen genug, die nur mein Leben verehren, aber der, der verehrt meinen Tod. Kennen Sie ihn nicht, den berühmten Robert Mark mit seinen Teppichen und Ampeln und Märchen und schönen Frauen? Zwischen Sträuchern und Bäumen eines verwilderten Gartens steht sein Haus. Ein Negerkind klopft dreimal mit dem Türklopfer ans Tor, wenn man in den Garten tritt. Ein verschrumpftes Mongolenweib öffnet und leuchtet mit silbernem Leuchter die Treppe hinauf zum Saal. Da drinnen wird einem ganz taumelig von östlichen Kräutern und schwüler Kerzenhelle mitten im bunten Dunkel. Da lagert rings allerlei Frauenzimmer und Mannsvolk auf Polsterkissen vor japanischen Götzen und unter alten Gobelins. Und er selbst geht von Gruppe zu Gruppe und mit seinen fetten gepflegten Händen begleitet er die Bewegung seiner Gäste. Alles was sich da regt, Gebärde, Wort und Gedanke wird sein Werk. Und er betrachtet uns alle mit der Lust des Schöpfers, obwohl er doch bloß der Arrangeur ist.

Im Anfang zog er mich sehr an. Ich dachte bei ihm das Fest zu finden. – Und dann, wir Frauen brauchen bisweilen Teppiche, die unseren Schritten gebreitet sind, und verehrende Hände und Gleichnisse, die uns bekleiden. Wir wollen auch ein Schauspiel sein. – Aber er bekleidet uns wie Leichen, wie totenhaft aufgeputzte Kinder. Er schlürft wie einen seltenen Wein unseren Augenblick, unsere Gegenwart und fragt nach kei-